



Acht Baudenkmäler

im Bestand der
Gebäude der GEWOBAU
der Stadt Schwabach



Dokumentation Baudenkmal Schwabach 4

STADT **SCHWABACH**



Die Goldschlägerstadt.

GEWOBAU



der Stadt Schwabach GmbH



Regierung von
Mittelfranken



Acht Baudenkmäler

im Bestand der Gebäude der GEWOBAU
der Stadt Schwabach – saniert von 1993 bis 2005

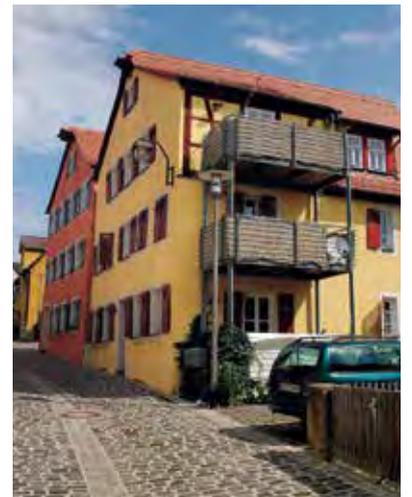
Inhalt

Fischgrubengasse: Fischerhäuser	4
Boxlohe 12	8
Benkendorferstraße 9	9
Synagogengasse 8 und 10	14
Friedrichstraße 25	22
Neutorstraße 9	29
Rohrersmühlstraße 21	32
Beteiligte Organisationen	35
Stadtplan: Standorte	36

Schon um das Jahr 1980 begann die GEWOBAU der Stadt Schwabach erste Objekte in der Altstadt zu sanieren: Den Anstoß dazu gab die kommunalpolitische Aufgabe der Altstadtsanierung, damals war der Wert alter Häuser erkannt worden. Schwabach verfügte nach dem Zweiten Weltkrieg noch über eine nahezu intakte Altstadt mit historischer Bausubstanz, die einmalig ist und deshalb als erhaltenswert eingestuft wurde. Die GEWOBAU wurde hier zum Partner für die Stadt, wenn es um Objekte ging, deren Sanierung von privater Hand nicht geleistet werden konnte. Am Anfang galt es, die Abwanderung der Bevölkerung aus der Altstadt zu stoppen und den fortschreitenden Verfall des Stadtkerns aufzuhalten. Viele Häuser, von denen einige so stark beschädigt waren, dass sie einzustürzen drohten, konnten in der Zwischenzeit gerettet werden. Auch heute bleibt es eine wichtige Aufgabe, solche Bauten wiederzubeleben. Das ist möglich in konstruktiver Abstimmung mit dem Denkmalschutz, der einen Teil des Mehraufwandes durch die Denkmalförderung ausgleichen kann. An dieser Stelle spricht die GEWOBAU der Stadt Schwabach an die beteiligten Stellen besonderen Dank für die konstruktive Zusammenarbeit und Förderung aus: der *Stadt Schwabach* und der *Regierung von Mittelfranken* für die hohe finanzielle Beteiligung im Rahmen der Städtebauförderung; der *Bayern Grund* als Sanierungstreuhanderin für die konstruktive Begleitung und Abwicklung; dem *Bay. Landesamt für Denkmalpflege* und der *Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Schwabach* für die unterstützende Begleitung und Beratung; dem *Bezirk Mittelfranken* für die regelmäßige Wertschätzung der Projekte; dem *Aufsichtsrat der GEWOBAU* für die stete Unterstützung der Sanierungsmaßnahmen.

Als Günter Bieringer 1993 die Leitung der GEWOBAU der Stadt Schwabach GmbH übernahm, galt es, mehrere Aufgaben gleichzeitig zu lösen: Zum einen war der Personalbestand der GEWOBAU zu groß, um nur durch die Aufgaben der Wohnungsverwaltung wirtschaftlich sinnvoll ausgelastet zu sein. Zum anderen warteten viele Häuser in der Altstadt Schwabachs auf ihre Sanierung. Am Anfang stand das Problem der Finanzierung: Aus den Mieteinnahmen konnten die Kosten für die Denkmalsanierung nicht gedeckt, die Sanierungen aber durchgeführt werden. In dieser Situation machte die Regierung von Mittelfranken in Ansbach das Angebot, sich finanziell über die Städtebau- und Wohnbauförderung stärker zu beteiligen. Dadurch sank der Eigenkapitalanteil an den einzelnen Baumaßnahmen, die dringend anstehenden Aufgaben konnten angepackt werden. Durch intensive Schulung, die Mithilfe externer Fachleute und dank der Erfahrungen aus den ersten Baumaßnahmen in diesem Bereich gelang es den Mitarbeitern der GEWOBAU schnell, sich das neue Aufgabefeld der Altstadtsanierung zu eigen zu machen und u. a. die in dieser Broschüre dargestellten Projekte erfolgreich durchzuführen.

Das Haus Nummer 9 in der Neutorstraße war das letzte Objekt, dessen Sanierung unter der Oberbauleitung von Günter Bieringer durchgeführt wurde. Im Jahr 2004, in dem diese Sanierung abgeschlossen wurde, ging er in den Ruhestand. Ab 2005 führte sein Nachfolger, Geschäftsführer Harald Bergmann, den eingeschlagenen Weg weiter. Die GEWOBAU hat seitdem einige Häuser oder Haus-Ensembles wieder zum Leben erweckt. Drei jüngere Denkmalsanierungen wurden in den bereits erschienenen Broschüren Nr. 1 bis 3 aus dieser Reihe (*siehe Seite 36*) dargestellt. Zurzeit haben die Bauarbeiten am Vogelbacher-Areal in der Kappadocia begonnen. Bei einem weiteren Objekt in der Schwabacher Altstadt sind die Verkaufsverhandlungen mittlerweile abgeschlossen, die Planung hat bereits begonnen.



Fischgrubengasse 1–5

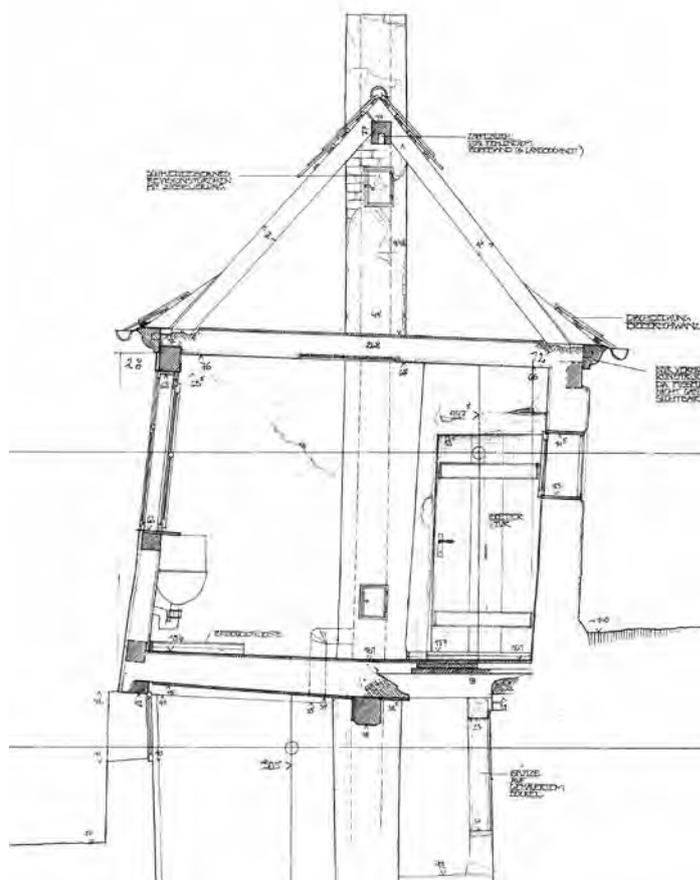
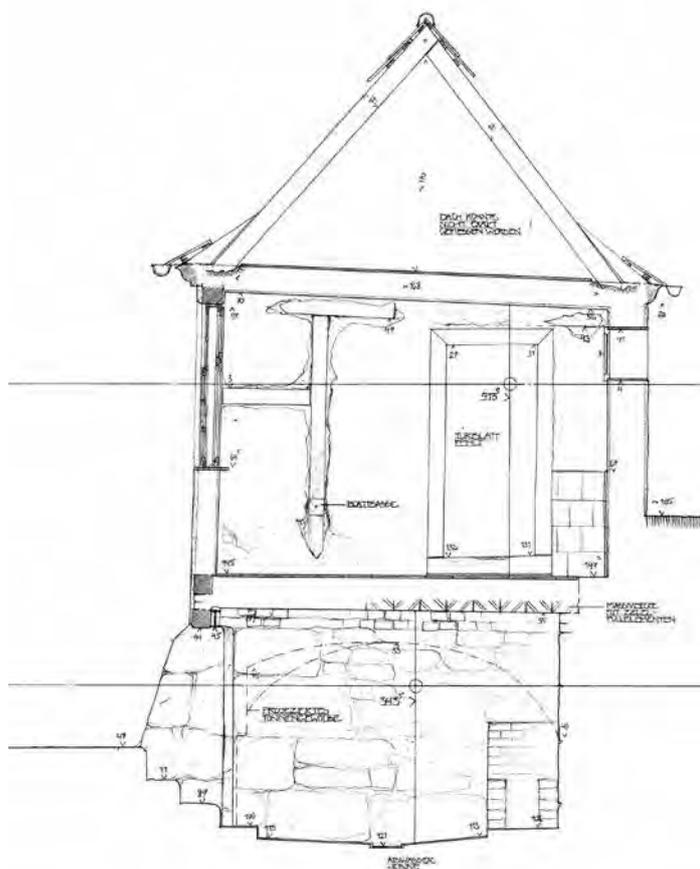
Drei Häuser, die speziell für Fischer errichtet wurden



▲ Auf der Baustelle der Fischerhäuser: der zur Bauzeit tätige GEWOBAU-Geschäftsführer Günter Bieringer mit Rudolf Henning, dem ersten Architekten, der die Sanierung der Fischerhäuser betreut hat. Er starb während der Ausführung dieser Sanierung, das Projekt wurde danach vom Schwabacher Architekturbüro Engelhardt Architekten übernommen.

Eines der ersten Beispiele für die gelungene Wiederbelebung alter Bausubstanz sind die Fischerhäuser in der Fischgrubengasse, die durch die GEWOBAU vor dem endgültigen Verfall gerettet worden sind. Als diese Häuser 1996 saniert werden sollten, musste man ihren Zustand als bedenklich einstufen: Wasser im Keller, Salzausblühungen durch die dauerhaft hohe Luftfeuchtigkeit im Keller, viele Bauschäden sowie Schädlings- und Pilzbefall haben der alten Bausubstanz über die Jahrhunderte hinweg stark zugesetzt. Viele kleine und große Probleme mussten gelöst werden, bevor nach über einem Jahr Sanierung zwei einzigartige Altstadtwohnungen von ihren Mietern bezogen werden konnten.

Der Name „Fischerhäuser“ legt nahe, dass hier von der Stadt bezahlte Fischer gewohnt haben und in den Kellern ihre Fischgruben eingerichtet haben. Das sind Becken, in denen Fische aufgezogen und gelagert werden konnten. Die Fischerei ist zur Zeit der Errichtung dieser Häuser ein bedeutender Wirtschaftszweig in Schwabach gewesen, vor allem in der Fastenzeit. Denn den Verzehr von Fleisch hatte die Kirche damals während der Zeit von Aschermittwoch bis Ostern verboten. Erlaubt jedoch ist der Genuss von Fisch gewesen. Historisch sind in der Schwabach 13 Fisch- oder Krustentiersorten belegt, die gefangen wurden, wie Forelle, Flusskrebs, Neunauge, Hecht, Schleie und Aal. Die Fische durften nicht mit der Angel gefangen werden. Vorgeschrieben waren sackförmige Netze oder Fischrechen. Die Becken in den Kellern der Fischerhäuser können dem Wässern der Fische vor dem Verkauf gedient haben (zum Beispiel um Grundfischen wie dem Karpfen den Modergeschmack zu nehmen). Vorstellbar ist aber auch, dass die Becken zur Aufzucht von Jungfischen dienten, die an Teichwirte der Umgebung abgegeben worden sind.



▲ Zwei Zeichnungen aus der Baubestandsaufnahme zu Beginn der Dokumentation, rechts ein Schnitt etwa in der Mitte der beiden Häuser, links einer im vorderen Drittel (vom Pujolsberg aus gesehen). Die Zeichnungen zeigen detailliert den gegebenen Zustand und die umfangreichen Schäden.

◀ Bauschadensaufnahme in der Freilegungsphase, Grundlage zur Sanierung der Gebäude (1997 bis 1998)





▲ Haus Nr. 5: oben im Zustand vor der Sanierung. Zweites Bild: Ansicht von der Südseite mit altem und neuem Fachwerk. Darunter Zimmerer bei der Montage neuer Balkenkonstruktionen. Unten: Putzarbeiten am Außenbereich.

Ablauf der Sanierung

Nachdem 1996 von der Firma ARB aus Fürth und dem Architekturbüro Albert und Reinecke aus Nürnberg Untersuchungen der drei Gebäude durchgeführt worden waren, die neben Bestandsaufnahme, dendrochronologischer Untersuchung von Holzproben, verformungsge- rechtem Aufmaß, der Erfassung von Schadensbildern auch detaillierte Maßnahmenkataloge enthielten, galt das Baudenkmal als „grundsätzlich sanierungsfähig“. Nach der Entsch- eidung für die Sanierung konnte 1997 mit den Baumaßnahmen begonnen werden.

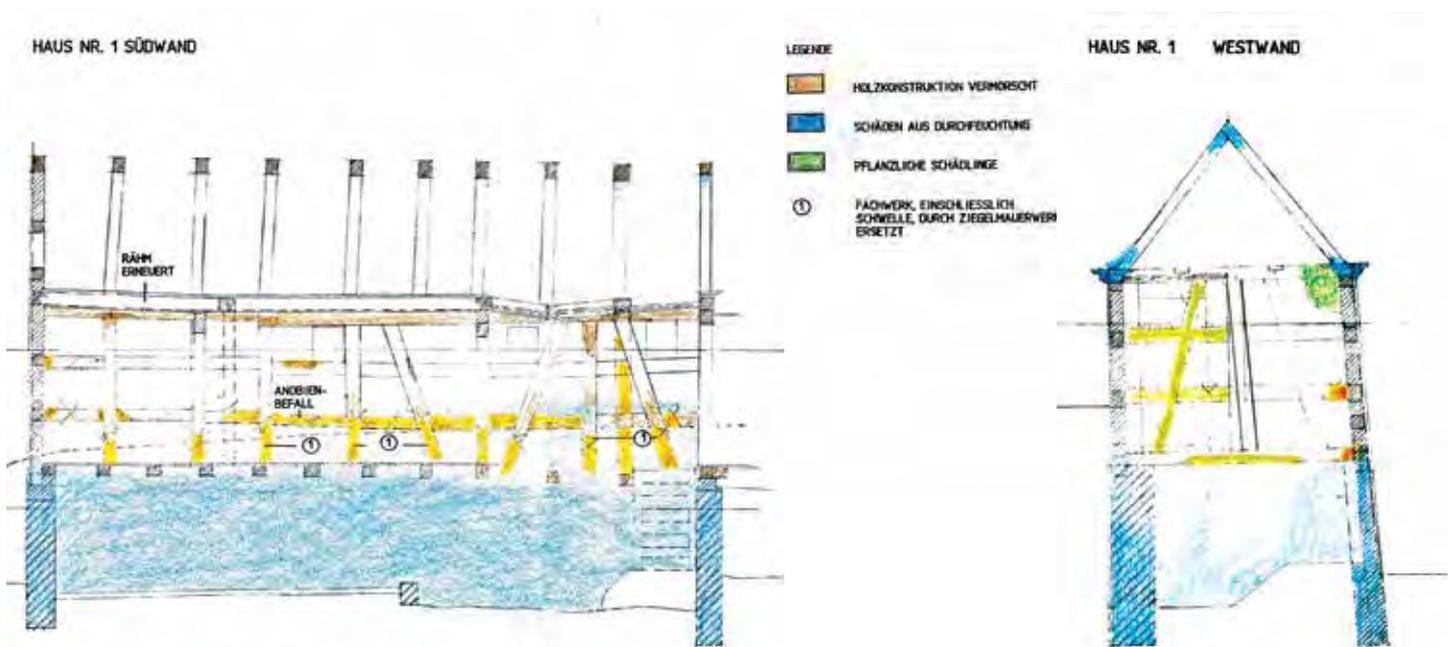
Ursprünglich wurden die Häuser 1 und 3 nach dem verheerenden Hochwasserjahr 1732 ge- baut, Holzproben bestätigen die Fälljahre von 1729 bis 1733. Das Haus Nr. 5 (zum Poujols- berg gelegen) war wahrscheinlich älter, hier konnte in der dendrochronologischen Unter- suchung durch das Planungsbüro Tisje (Neu-Isenburg) kein eindeutiges Ergebnis festgelegt werden. Haus 5 wurde auf ein bereits bestehendes Sandsteinfundament aufgebaut. Haus 3 und Haus 1 wurden darauffolgend nach dem gleichen Muster angebaut. Die Außen- und Innenwände der Häuser hatten eine auf Sicht angelegte Fachwerkkonstruktion. Für die Um- fassungswände verwendete man Sandsteinquader. Vor allem Durchfeuchtungen aufgrund der Lage der Fischerhäuser im Hochwasserbereich der Schwabach und darauf folgender Schädlingsbefall hatten der Bausubstanz stark zugesetzt. Die Umfassungsmauern aus Sand- stein waren durchfeuchtet, die Deckenkonstruktion über dem Kellergeschoss beschädigt. Diese Probleme mussten früher schon bestanden haben, das vorgefundene Ziegelgewölbe im Haus 5 wurde wahrscheinlich als Reparaturmaßnahme eingebaut. Durch den Schäd- lingsbefall mit Holzschädlingen waren nur etwa 30 Prozent der Fachwerksubstanz für eine Instandsetzung geeignet. Einige Teile der Fachwerkkonstruktion waren schon zu früherer Zeit mit Ziegelmauerwerk ersetzt worden. Salzausblühungen auf den verputzten Wandflä- chen waren zum Teil auf eindringendes Wasser (durch fehlende Regenrohre und das auf ca. 5 m abgedeckte Dach von Haus 3) zurückzuführen. Das Fachwerk im Südteil war gänzlich zerstört, das Gebäude nach Süden hin stark abgesunken. Auf der Straßenseite war eine deutliche Verformung der Nordwestfassade zu sehen.

So weit ein Einblick in die komplizierte Situation, in der sich die Häuser zu Beginn der Bau- maßnahmen befanden. Leider kann hier nicht auf alle Einzelheiten ausführlich eingegangen werden: Eine detailliertere Darstellung der vorliegenden Gutachten würde den Rahmen dieser Broschüre sprengen.

Ein Einblick in die getroffenen Maßnahmen

Nach der Entrümpelung der Bauwerke wurde die Bauwerkssohle im gesamten Kellerge- schoss erneuert, eine horizontale Feuchtigkeitssperre eingebracht. Beschädigte Teile der Umfassungswände im Keller wurden ersetzt, das Sandsteinmauerwerk bei der Sanierung von Salzen gereinigt. Die gesamte Fachwerkkonstruktion musste neu ausgerichtet werden. Zerstörte Fachwerkbereiche wurden neu aufgebaut, Ausfachungen durch Ziegelmauerwerk ersetzt. Innen wurden zur dauerhaften Stabilisierung teils Ziegelwände eingebaut. Über dem Kellergeschoss wurde eine neue Decke eingezogen. Die Holzbalkendecke mit Lehmstake- fachen im Erdgeschoss wurde wiederhergestellt. Die Gespärre der Dächer wurden großteils ersetzt und eine neue Dachhaut wurde aufgebracht. Historisch wertvolle Türen im Innen- und Außenbereich konnten instand gesetzt werden. Auch die Regenrinnen und -fallrohre wurden erneuert.

Heute zählt das Haus in der Fischgrubengasse – es sind darin zwei Wohnungen mit un- verwechselbarem Charakter entstanden – zu den zahlreichen Gebäuden im Bestand der GEWOBAU der Stadt Schwabach, die mit Liebe zum Detail restauriert worden sind. Die Bewohner dieser Häuser leben heute sehr gerne mit dem Bewusstsein, eine besonders individuelle Wohnung in einem Baudenkmal zu nutzen.



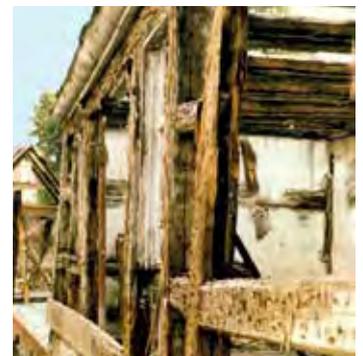
▲ Bestandsaufnahme der Bauschäden an der Süd- und der Westwand von Haus Nr. 1. Die aufgefundenen Mängel an allen Bauwerksteilen machen deutlich, wie schwierig es war, große Teile der vorgefundenen Haussubstanz zu erhalten.



▲ Schon beim Abbau der Dachbalken für die folgende Rekonstruktion zeigt sich, wie viele Schäden vorhanden waren.



▲ Die Häuser wurden bis zur Kellerdecke abgetragen, da ihre Standfestigkeit stark in Mitleidenschaft gezogen war. Hier ist die Häuserzeile schon ohne Dachbalken dargestellt, zu Beginn der Freilegung der Fachwerkkonstruktion.



▲ Erst bei der Freilegung zeigte sich, welche Teile der Fachwerkbalken noch intakt und damit zu retten waren.



▲ Große Teile der Kellerdecke wurden ersetzt, da die Deckenbalken durch Schädlinge und Feuchtigkeit zersetzt waren.



▲ Die Sanierung des durchfeuchteten Sandsteins im Keller erwies sich als kostspielig und war technisch nicht sinnvoll durchführbar: Große Teile der Wände wurden neu erstellt, um der Häuserzeile zu einem tragfähigen Fundament zu verhelfen.



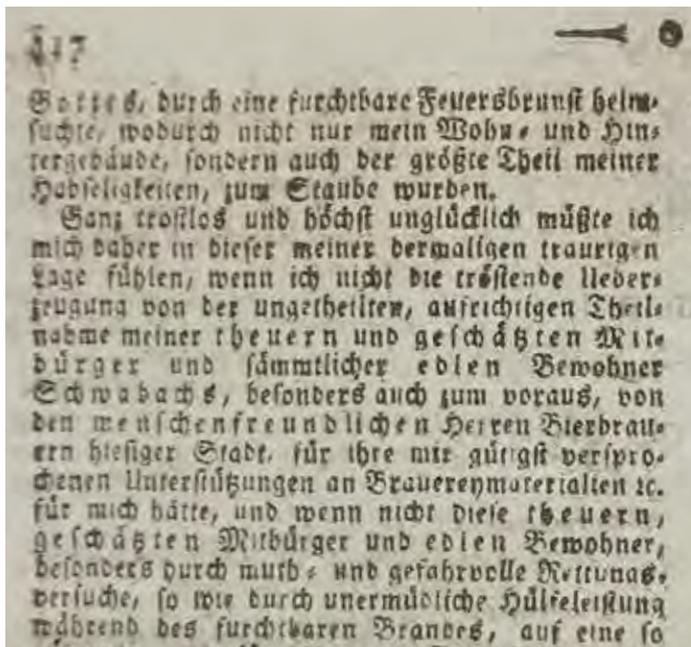
▲ Fachwerk auf der Südseite: Hier musste das Holz bis auf partiell verwendbare Balken ausgetauscht werden.

Boxlohe 12

Ein Haus, dessen Besitzer viele Berufe haben



▲ Zustand zum Zeitpunkt des Erwerbs durch die GEWOBAU der Stadt Schwabach



▲ Ausschnitt aus einer Ausgabe des Schwabacher Intelligenzblattes von 1827: Bierbrauer Georg Christoph Vorbrugg bedankt sich bei allen, die ihm nach einem Brand, bei dem das Haus Boxlohe 12 in Schutt und Asche fiel, geholfen haben.

Die ersten Aufzeichnungen über dieses Haus in der Boxlohe Nr. 12 gibt es schon 1410. Doch erst 1671 wird der Beruf eines Besitzers mit „Karrenmann“ angegeben. Ab 1678 ist das Haus im Besitz eines Tuchmachers. 1720 gehört es einem Metzger, 1724 einem Schreiner. 1741 nennt es kurzzeitig ein Wagner sein Eigen, ehe Christian Strobel, ein Bäckerknecht und Brothüter, das Haus mit Feuerrecht zur Nagelschmiede erwirbt. 1786 ersteigert der Handelsmann Johann Lorenz das Haus aus einer Konkursmasse. Im Jahre 1799 wird das Haus mit drei heizbaren Zimmern von zwei Familien mit fünf Personen bewohnt. 1811 wird es mit 1800 Gulden gegen Feuer versichert. Der Nadlermeister Theodor Heinrich Schülein kauft zunächst das Anwesen 1821. Bereits einen Monat später geht es an Georg Michael Ott. 1830 kauft der Nadlermeister Schülein das Haus zu einem deutlich geringeren Preis wieder zurück. Ein Jahr darauf erwirbt es ein Büttner, 1863 ein Braumeister, 1880 der Privatier Johann Frauenberger. 1920 wechselt erneut der Besitzer, denn der Zimmermann Johann Gsänger aus Kammerstein kauft das Haus von Berta Frauenberger, der Tochter des Privatiers. Ab 1962 ist seine Witwe als Eigentümerin verzeichnet, ehe die GEWOBAU 1998 das Anwesen erwirbt. Seit der Fertigstellung der Sanierung im Jahr 2000 befinden sich drei Wohnungen in diesem Haus.

Benkendorferstraße 9

Ein Bäckerhaus, das seit vier Jahrhunderten besteht



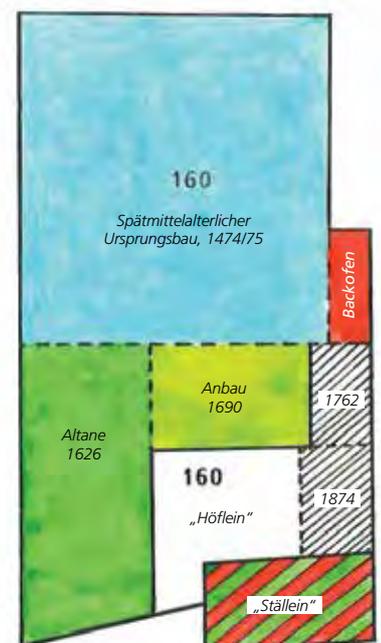
Im Zeitraum von März bis April 2000 wurde bei diesem Schwabacher Baudenkmal eine bauhistorische Bestands- und Gefügeuntersuchung durchgeführt. Sie umfasste sowohl die Innenräume als auch die Fassade. Zur Ausarbeitung von sogenannten Baualtersplänen wurden Bohrkerne für dendrochronologische Altersbestimmungen gezogen, die vom Jahrringlabor Jutta Hofmann in Nürtingen ausgewertet wurden. Grundlage für das farbige Anlegen solcher Bauphasenpläne waren verformungsgerechte Aufmaßpläne vom Architekturbüro Helmut Rester in Schwabach. Relevant erscheinende farbchemische Analysen von historischen Farbfassungen nahmen Prof. Dr. habil. Hans-Peter Schramm und seine Frau Maria vom Labor für naturwissenschaftliche Kunstgutuntersuchungen in Dresden vor.

In der „Häusergeschichte der Altstadt Schwabach“ reicht der Nachweis der früheren Hausbesitzer bis in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts zurück. Im Jahr 1530 gehörte das Haus Nr. 9 Hans Plickner, der zwischen 1545 und 1548 im Rat der Stadt saß. Es war ein Bestandteil eines aus vier Gebäuden bestehenden Häuserensembles, einer sogenannten Reihe, die sich aus den Anwesen Nr. 9, 11, 13 und 15 zusammensetzte. Auf dem historischen Stadtplan 1739 von Johann Georg Kuchen ist deutlich ablesbar, dass sie ohne Zwischenraum aneinandergebaut waren. Von alters her war es ein zweigädiges (zweistöckiges) Handwerkerhaus, in dem Bäcker ihrem Beruf nachgingen. Durch die dendrochronologischen Altersbestimmungen gelang es nachzuweisen, dass die Hausgeschichte weiter zurückreicht als bisher angenommen. So wurde das Denkmal im Spätmittelalter, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts (1474/75 d), als kompletter Fachwerkbau errichtet (siehe nebenstehendes chronologisches Schema, Abb. 1).

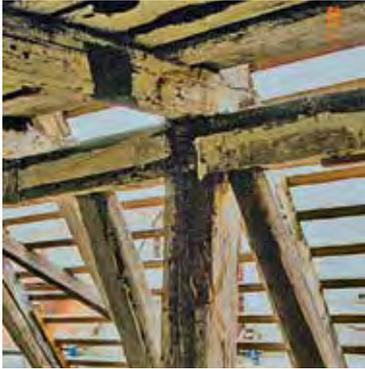
Der spätmittelalterliche Baubestand

Der spätmittelalterliche Bau ist zweischiffig und mit einer Mittelquerzone konzipiert gewesen. Die heute massiven Außen- und Innenwände stammen aus nachfolgenden Umbauphasen. Hinweise auf den ursprünglichen Zustand des Fachwerkgefüges der Außenwände

▲ Giebel am Durchgang zur Wöhrwiese, zu Beginn der Sanierung war ein Teil des Fachwerks zur Begutachtung bereits freigelegt.



▲ Abb. 1 Chronologisches Schema: Das Wohnhaus mit den Neben- und Anbauten spiegelt ein sukzessiv gewachsenes Konglomerat vom 15. bis in das 19. Jahrhundert wider.



▲ Abb. 2 Dachgeschoss, Nordseite. Eine der spätmittelalterlichen, stehenden Stuhlsäulen. Am Kehlbalken der Blattsitz eines fehlenden Kopfbandes.



▲ Abb. 3 Raum 1.01/Wand a. Vollständig „jungfräulich“ erhaltene, bauzeitliche Fachwerkwand mit ihren zeittypisch großformatigen Lehmausfachungen, Putzen und historischen Farbfassungen.



▲ Abb. 4 Raum 1.03/Wand c. Unter Tapeten, Wandanstrichen, Putz und aufgenagelter Trägerlattung hat sich eine der Bohlen einer spätmittelalterlichen Bohlenwandkonstruktion erhalten. Bei deren farbochemischen Analysen konnte zwar nicht mehr der Originalschwarzanstrich nachgewiesen werden, aber die Nachfolgegestaltungen des 16. und 17. Jahrhunderts. Als Zweitfassung konnte eine gelbe Ockerfassung (auf einer Vorleimung und Kalk- bzw. Kreidegrundierung!) verifiziert werden. Als dritte Fassung ließ sich eine schwarze, als vierte die einer mehrschichtig aufgetragenen Rotfassung belegen. Zwischen der Holzoberfläche und dem gelben Anstrich des Ockers wurden Pilzhyphen festgestellt, deren Pilzwachstum möglicherweise durch die Vorleimung des Holzes als Nahrungsquelle begünstigt wurden.

im Erdgeschoss ergeben sich u. a. an den Rähmhölzern auf der Ost- und Südseite mit Blattsitzen ehemaliger doppelter Kopfstreben, die in der südöstlichen Eckstütze mit Verblattung eingebunden gewesen sind. Zudem lassen sich an den Unterseiten der Rähmbalken Nuten der bauzeitlichen Lehmausfachungen erkennen. Von der spätgotischen Bauphase sind im Gebäudeinnern mehrere Lehmwände (Abb. 3), Bretterbalkendecken in der unteren und oberen Stube, Wandreste einer Bohlenstube (Raum 1.03/Wand c, Abb. 4 und 5) und vor allem die seit der Bauzeit kaum veränderte Konstruktion des stehenden Dachstuhles (Abb. 2) erhalten. Vom Originalbestand der Außenwände befinden sich zwei anschauliche Relikte am Ostgiebel und im nördlichen Obergeschoss der Nordseite. An der Giebelseite sind im Zuge der barocken Fachwerkauswechslungen ein Schwellbalken zwischen dem Rähm im Obergeschoss und dem Schwellholz zum Dachgeschossfachwerk an Ort und Stelle belassen worden. In ihm sind noch die Sassen zweier Fußstreben zu einem Ständer vorhanden. Im nordwestlichen Anschlussbereich zum Nachbaranwesen existiert noch ein bauzeitlicher Ständer mit Strebe und Lehmgefach (Lehmoberfläche ist geschwärzt, also nicht überputzt gewesen). Dadurch, dass das Außenfachwerk zu Beginn des 18. Jahrhunderts ausgewechselt worden ist, lassen sich nur noch aus diesen Architekturelementen Rückschlüsse auf das früheste Erscheinungsbild der Fassade ziehen.

Die Bauveränderungen im 17. Jahrhundert

Zu jener Zeit war es offenbar aus Mangel an zusätzlichem Wohn- bzw. Lagerraum notwendig, Erweiterungen in Form von Anbauten vorzunehmen. So erfolgte 1626/27 (d) der Altanen-Anbau auf der Südseite. Mit ihm wurde der südliche spätmittelalterliche Außenwandverlauf aufgelöst. Im Obergeschoss entstanden so zusätzliche Kammern, die in ihrer Wertigkeit wohl eine etwas untergeordnete Rolle spielten und daher noch ungewöhnlich viel von der bauzeitlichen Substanz aufwiesen. Man kann ohne Übertreibung sagen, dass das Fachwerk mit seinen Lehmausfachungen, den Putzen und Fassungen bis heute unverändert geblieben ist. Eigentümlich für das 17. Jahrhundert waren die gelb-ocker-farbigen Holzanstriche, die mit Verbreiterung auf die hell gekalkten Putzflächen gezogen waren. Mit der Verbreiterung verliefen schwarze Ritzer (Linien) (Abb. 6).

Folgerichtig muss man die Gefachputze auf den spätmittelalterlichen Wänden ebenfalls in diese Zeitstellung einordnen, die die gleiche Farbgebung als früheste Fassung belegen. Gelbe Fachwerkanstriche sind als historische Farbgebung des Spätmittelalters grundsätzlich auszuschließen und stellen eine der typischen Farbgestaltungen erst seit der Renaissance dar. Ausgewechselt sind bei diesem Anbau lediglich die ursprüngliche Verbretterung zwischen dem Schwellbalken der Altane und dem Handlauf des Geländers. Sie ist in Nuten senkrecht eingeschoben und noch immer ablesbar. Vermutlich in der Barockzeit sind diese Bretter durch noch heute bestehende gedrechselte Baluster ersetzt worden. Die Lehmwickeldecken im mittelalterlichen Bau (wie in Raum 1.02) sind ebenfalls keine Elemente des 15. Jahrhunderts. Vielmehr sind sie als Zutat des 17. Jahrhunderts zu bewerten, als man die Zwischenräume der in der Vorgängerbauphase offenen Deckenbalkenroste (mit aufliegenden Dielenböden) aus Dämmgründen mit den mit Lehm und Stroh umwickelten Staken geschlossen hat.

Ende des 17. Jahrhunderts (1690/91 d) folgt ein weiterer Anbau auf der Südseite, der Mitte des 18. Jahrhunderts (1762 d) nach Osten hin erweitert wird. Der Verlauf der bauzeitlichen, aber zu jenem Zeitpunkt abgebrochenen südlichen Außenwand verdeutlicht, dass die Erdgeschosswände des Anbaus unter die ursprüngliche Vorkragung des oberen Stockwerkes eingebaut worden sind. Im unteren Raum befindet sich eine Bretterbalkendecke (Spunddecke), die eine Nutzung des Zimmers als einfache Kammer unwahrscheinlich erscheinen lässt. Naheliegender erscheint eine Nutzung als Schlafstube, die durch den daneben befindlichen Backofen temperiert werden konnte. In der nördlichen Ofenwand befindet sich weiterhin eine Mauernische, in der ein kupferner Warmwasserbehälter eingebaut ist, dessen Wasserhahn vor dem späteren Vermauern ausgebrochen worden ist. An der westlichen Kammerwand befinden sich noch zwei schmale, nebeneinander angeordnete Holzständer, in die

längere, etwa 2,0 bis 2,5 cm dicke Rundhölzer in gleichmäßigen Abständen eingesetzt waren. Auf ihnen sind die nach dem Backen noch heißen Brotlaibe zum Abkühlen abgelegt worden. Im Obergeschoss konnten an den Innenwandbereichen wie im Altanenanbau ockerfarbige Fachwerkanstriche mit Verbreiterungen und schwarzen Ritzern dokumentiert werden.

Die Bauveränderungen im 18. Jahrhundert

Spätestens Anfang des 18. Jahrhunderts waren die spätmittelalterlichen Außenfachwerkkonstruktionen so marode, dass sie ausgetauscht wurden (Abb. 7). Als Errichtungszeitpunkt des noch bestehenden Barockfachwerks konnte 1727 (d) ermittelt werden. Das Erdgeschossfachwerk ersetzte man durch beständigeres Sandsteinmauerwerk. Man errichtete es in einer Flucht zum Obergeschoss, d. h., die vorher bestehende Vorkragung des oberen Stockwerkes wurde zurückgenommen. Dass zeitgleich mit den Fachwerkauswechslungen in den oberen Bereichen auch der massive Unterbau entstand, kann man daraus schließen, dass im Zuge der Erneuerungen die spätgotische Balkenlage belassen wurde und im Bereich der ursprünglichen Vorkragung noch die Phasenverläufe erkennbar sind.

Es ist anzunehmen, dass spätestens zu diesem Zeitpunkt der Backofen errichtet worden ist. Bereits auf dem historischen Stadtplan von Schwabach aus dem Jahre 1739 ist dieser schon verzeichnet. Die Deckenkonstruktion des 15. Jahrhunderts unter der Ofenkuppel ist beim später erfolgten Abbruch des Ofens erhalten geblieben. Sie besteht aus mittig gespaltenen, kleinen Stämmen, die mit der flachen Seite nach unten auf die Balkenlage aufgelegt sind. Die Unterseiten zeigen geschwärzte Oberflächen, die sicherlich auf einen Anstrich zurückzuführen sind. Der Vergleich zu anderen Objekten legt nahe, dass die Oberseiten der Spalthölzer mit einer etwa 20 cm dicken Lehm[lauf]schicht abgedeckt waren, von der heute nichts mehr existiert.

Die Bauveränderungen im 19. Jahrhundert

Auf dem historischen Stadtplan ist der separat stehende Schweinestall schon skizziert. Das bedeutet, dass er spätestens in der Barockzeit errichtet worden sein muss. 1874 stellt Bäckermeister Michael Meier bei der Stadtverwaltung den Antrag, seinen Schweinestall zu einer heizbaren Silberschlägerwerkstätte umbauen zu dürfen. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts wird damit begonnen, das vorher freiliegende Fachwerk zu verputzen (siehe nachfolgende Kurzbeschreibung der Außenbefunde). Im Innenbereich werden u. a. die Bohlenwände der oberen Wohnstube und in der Schlafkammer (1.02) durch Backsteinmauerwerk ersetzt, das verbliebene Fachwerk wird überputzt. Die Wände und Decken der anderen Kammern bleiben hiervon mehr oder weniger unberührt. Die zusätzliche Küche im Obergeschoss dürfte wohl ebenso aus diesem Jahrhundert stammen.

Die Bauveränderungen im 20. Jahrhundert

Sie betreffen in erster Linie den Ausbau des Dachgeschosses. Mit Holzwolle-Leichtbauplatten, die anschließend verputzt worden sind, hat dieses Geschoss eine neue Einteilung erhalten. „Störende“ Kopfstreben der Stuhlstützen sind vor diesem Schritt entfernt worden.



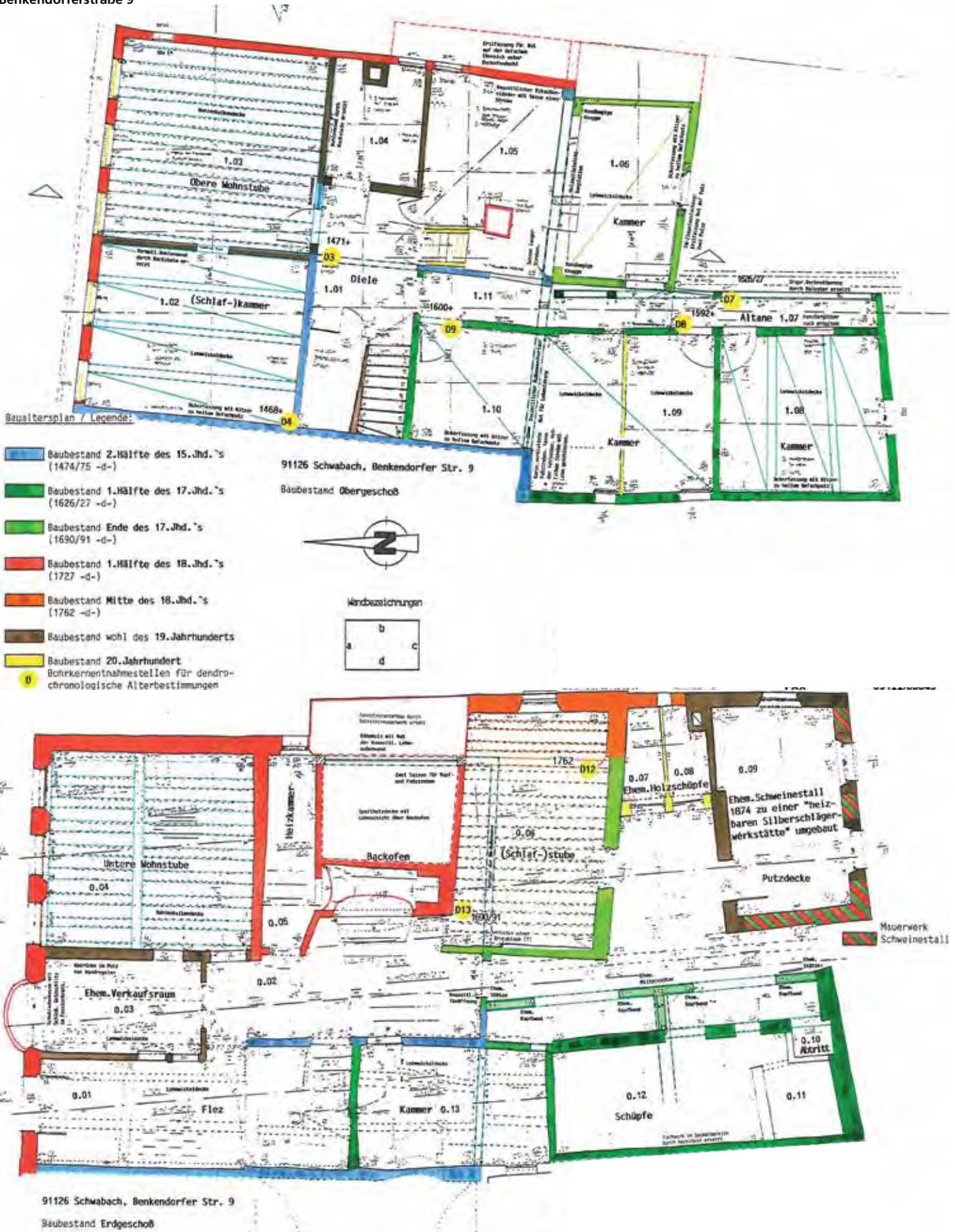
▲ Abb. 5 Querschnitt [QS 2055, 120-fache Vergrößerung] mit den Bohlenwandfassungen.



▲ Abb. 6 Aus dem Altanenanbau: Lehmgefach mit den typisch neuzeitlichen rautenförmigen Einritzungen der Lehmfläche und der dünnen Kalkputzschicht mit ockerfarbiger Balkenanstrichverbreiterung zur hell gekalkten Fläche und zu schwarzem Ritzer.



▲ Abb. 7 Beispielhaft der barockzeitliche Fachwerkaustausch im zweiten Dachgeschoss der östlichen Giebelaußenwand.



▲ Abb. 8 Bausaltersplan, oben das Obergeschoss, unten das Erdgeschoss (Aufmaß: Architekt Helmut Rester, Bausaltersplan: Holger Wilcke).

Stichpunktartige Chronologie der Fassadenzustände

Zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts (1474/75 d): Bauzeit des Gebäudes. In jener Zeit komplett in Fachwerk errichtet. Ausfachungen mit Lehm geschlossen. Schwarzer, proteingebundener Anstrich auf den Fachwerkbalken (Abb. 9). Direkt auf einer zeitgleichen Lehmfläche ist ebenfalls eine schwarzbraune Schicht feststellbar. Bei dieser Probe gelang kein Proteinnachweis.

Erste Hälfte des 17. Jahrhunderts (1626/27 d): Errichtung des südwestlich gelegenen Altanenbaus (Abb. 8), verbunden mit dem teilweisen Abbruch des spätgotischen Fachwerkgefüges.

Ausgehendes 17. Jahrhundert (1690/91 d): Errichtung des Anbaus südlich des Backofens, im Bereich des Anbaus wird deshalb ein Teil des mittelalterlichen Fachwerkes entfernt.

Erstes Drittel des 18. Jahrhunderts (1727 d): Die mittelalterlichen Fachwerkgefüge auf der nördlichen Traufseite und auf der östlichen Giebelseite werden fast vollständig erneuert. Lediglich ein Fachwerkständer mit Strebe und Lehmgefach im westlichen Obergeschoss der Nordseite und ein Schwellholz mit Sassen ehemaliger Fußstreben an der Ostseite (zwischen Rähm-Fachwerk OG und Schwellholz-Fachwerk DG) bleiben erhalten. Im Erdgeschoss wird das Holzgefüge durch Sandstein ersetzt und bündig mit dem Obergeschoss aufgemauert (bauzeitliche Vorkragung des Obergeschosses an gefasten Balkenköpfen erkennbar). Die Steinflächen blieben unverputzt, sie wurden lediglich getüncht. Das Fachwerk der oberen Stockwerke bleibt zum damaligen Zeitpunkt sichtbar. Mehrere Proben sowohl von Putz als auch von Hölzern der Ost- und Nordfassade belegen eine schwarze Fachwerkfarbgebung, die mit Verbreiterung auf die hell gekalkten Putzflächen gezogen ist. Es handelt sich um einen mit tierischem Leim gebundenen Anstrich mit Schwarzpigment (Analyse Prof. Schramm). Es ist zudem eine zweite Schwarzfassung nachweisbar. Die dunkle Farbgebung ist auch noch auf dem Fachwerk des Anbaus von 1690 erhalten. Aufgrund der Farbbefundsituation muss man davon ausgehen, dass die beiden Schwarzfassungen (und eine spätere Grauschicht, die sich sicherlich einheitlich über Putz und Holz hinzog) fast 100 Jahre Bestand hatten.

Erstes Drittel des 19. Jahrhunderts (um 1820/30): Etwa zu dieser Zeit werden die Fachwerkfassaden verputzt. Dies lässt sich auch über Putzbefunde nachweisen. Als Putzträger auf den Hölzern jener Zeit haben sich geschmiedete Hufeisennägel erhalten. Der Putz des frühen 19. Jahrhunderts ist an der rückwärtigen Fassade des Anbaus von 1690 zum Zeitpunkt der Untersuchung noch vorhanden. Er hat damals einen sehr schlechten Erhaltungszustand gezeigt, wobei keinerlei Haftung am Untergrund erkennbar gewesen ist. An der nördlichen Traufseite befinden sich zwar noch die Hufeisennägel, der entsprechende Putz ist aber vor der jüngeren Putzüberarbeitung fast vollständig entfernt worden. Es handelt sich um einen Kalkputz mit Schweineborstenzusatz. Als älteste Anstriche können noch zwei roséfarbene Kalktünchungen dokumentiert werden. Mit dem Überputzen des Fachwerkes sind auch teilweise Veränderungen an den barocken Gefügekonstruktionen verbunden wie zum Beispiel die westliche Fensteröffnung im oberen Geschoss der Nordfassade.

Zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts (1874 a): Zu diesem Zeitpunkt wird der als Schweinestall genutzte Bau auf der Südseite zu „einer heizbaren Silberschlägerwerkstätte“ umgebaut. Auf einem Befundputz, der zur Primärdokumentation abgenommen und präpariert wurde, erkennt man deutlich den farbigen Anschluss als kräftig grünen Anstrich zum Anbau von 1690. Das bedeutet, dass die beiden roséfarbenen Tünchungen vor der Zeit des Anbaus von 1874 bestanden haben. Wenn man zurückrechnet und davon ausgeht, dass in früheren Zeiten höchstens alle 20 bis 30 Jahre eine Fassade gestrichen worden ist, bestätigt dies den angenommenen Zeitpunkt der Verputzung des Fachwerkes zu Beginn des 19. Jahrhunderts.

Wohl zur Mitte des 20. Jahrhunderts: Aus dieser Zeit stammt der noch vorhandene grüne „Würmerputz“. Als Putzträger wird ein Drahtgeflecht befestigt, das mit modernen Haken-nägeln fixiert wird. Zuvor entfernte man zum Großteil die Putze des 19. Jahrhunderts.

Dies würde zudem erklären, warum sie sich auf den Holzoberflächen zum Teil nur noch schwach identifizieren lassen. Sie sind über diesen langen Zeitraum durch natürlichen Verschleiß stark abgewittert.



▲ Abb. 9 Probe 1; Nordfassade, Holzprobe eines spätmittelalterlichen Fachwerkständers. „Die von Ihnen beobachtete Rotfassung ist eindeutig eine Zweitfassung. Darunter befindet sich (direkt auf dem Holz) eine Schwarzfassung in Proteinbindung. Wir können an den Proben nicht eindeutig entscheiden, ob es sich um ein Knochenwarz oder einen Naturbister handelt, der als Pigment für die Schwarzfassung des Holzes benutzt worden ist ...“ (QS 2053/240-fache Vergrößerung, Aufnahme Prof. Schramm, aus Bericht Mai 2000). Diese klare Aussage bestätigt das „schwarze“ Erscheinungsbild nicht nur der Fassade im Spätmittelalter. Der rote Anstrich stellt somit zweifelsfrei eine neuzeitliche Farbgestaltung zur Zeit der Renaissance dar.



▲ Abb. 10 Blick in die Altane während der Instandsetzung.

Synagogengasse 8 und 10

Zwei Häuser neben der Synagoge erzählen vom jüdischen Leben in Schwabach



▲ Ansichten der beiden Denkmäler Synagogengasse Nr. 8 und 10 in Schwabach hinter der 1799 erbauten neuen Synagoge. Der Name dieser Straße wechselte mehrfach: 1748 erhielt sie den Namen „Judengasse“. 1885 hieß sie „Synagogengässchen“, nach dem Verkauf der Synagoge an die heute nicht mehr existierende Brauerei Weller stellten Anwohner am 15. November 1938 einen Antrag auf Umbenennung. Diesem Wunsch folgte der Stadtrat: 1939 bis 1992 hieß sie „Schlöttergasse“ (nach einem Holzfigurenschneider und Spielwarenfabrikanten, der Haus Nr. 2 bewohnte). 1993 erfolgte die Rückbenennung in „Synagogengasse“.

Eine Sensation findet man während der Sanierungsarbeiten im Haus Synagogengasse 10: Aufmerksame Handwerker entdecken im zweiten Obergeschoss eine jüdische Laubhütte. Es ist die einzige, die in ganz Süddeutschland erhalten geblieben ist. Dieser Raum ist einst von seinen jüdischen Bewohnern genutzt worden, um Sukkoth (deutsch: das „Laubhüttenfest“) zu feiern. Es ist eines der drei jüdischen Wallfahrtsfeste. Das Fest geht zurück auf ein Gebot der Tora (den fünf Büchern Mose). Darin heißt es: „Sieben Tage sollt ihr in Laubhütten wohnen..., dass eure Nachkommen wissen, wie ich die Kinder Israels habe in Hütten wohnen lassen, als ich sie aus Ägypten führte.“ (Lev. 23, 42f.) Damit wird der 40 Jahre andauernden Wanderung durch die Wüste gedacht, die das Volk Israel erdulden musste, bevor es das verheißene Land erreicht hat. Das Fest wird im Herbst, fünf Tage nach dem Versöhnungstag, im September oder Oktober sieben Tage lang begangen – vom 15. bis 21. Tischri (siebter Monat des jüdischen Kalenders). Die Laubhütte bzw. „Sukka“ unterliegt bestimmten Regeln: Sie muss mindestens drei Wände besitzen, zwei Eingänge, unter freiem Himmel stehen und darf nur ein provisorisches, mit Laub und Zweigen bedecktes Dach haben, damit Sonnenlicht und Sterne sichtbar bleiben. Der siebte Tag von Sukkoth wird als Hoschana Rabba, „Tag des Gerichtes“, gefeiert. Danach folgt Schemini Azeret, der „Achte Tag der Versammlung“, und der neunte Tag. Er wird Simchat Tora, die „Gesetzesfreude“, genannt und ist wie die beiden vorhergehenden Tage ein vollkommener Feiertag.



▲ *Blick in den Laubhüttenraum. Der Lichteinfall durch das Fenster wurde extra gedämpft, um die empfindlichen Fresken vor dem weiteren Verblassen zu bewahren.*

► *Die Stammes- bzw. Erzväter der Juden: Zum Charakter des Laubhüttenfestes gehört, dass man zusammen mit der Familie, den Freunden, eben mit Gästen feiert. Dazu sind auch stets die sieben Stammes- oder auch Erzväter eingeladen. Sie werden als Uschpesin erwartet, das heißt als die „unsichtbaren Gäste“. Zu ihnen gehören Abraham, Isaak, Jakob, Josef, Mose, Aaron und David. In der Schwabacher Laubhütte sind rechts vom Fenster ausgehend drei Bildszenen dargestellt: David mit der Leier; Abraham, der von einem Engel gehindert wird, seinen Sohn Isaak (ganz schwach noch zu sehen) zu töten. Gut erkennbar ist der etwas kleiner gezeichnete, zurückversetzte Widder, der an dessen Stelle geopfert wird. Das dritte Bild zeigt noch gut sichtbar Moses mit den Gesetzestafeln (siehe Abb. 18, Seite 20).*

▼ *Reiter aus der Jagdszene (auf der Südseite).*

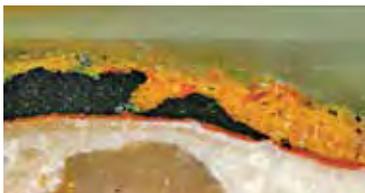




▲ Abb. 1 Westfassade: kleiner Befundputz mit Beleg einer gelben Ockerfassung des Fachwerks zu hell gekalktem Gefachputz und mit schwarzem Ritzer



▲ Abb. 2 Westfassade/Fachwerk: Putzinsel auf Backsteinausfachung mit älterem Rotbefund, ihm folgt die gelbe Ockergestaltung



▲ Abb. 3 Querschliff (120-fache Vergr.) mit barocken Farbfassungen des Fachwerkputzes. Der gelbe Ockeranstrich liegt auf einer älteren Rotfassung. Das Schwarz gehört zum Ritzer des gelben Fachwerks (Foto Prof. Schramm).

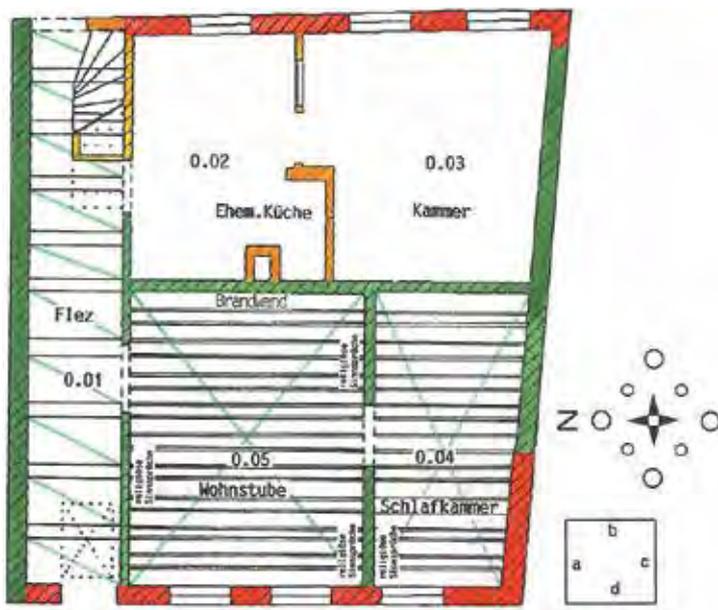
Kurze Abhandlung zur Baugeschichte und zu historischen Farbgestaltungen der beiden Denkmäler Synagogengasse Nr. 8 und 10 (ehemals Schlöttergasse)

Beide Denkmäler stehen in der nördlichen Altstadt von Schwabach. Sie sind in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts „auf eine[r] von alten deutschen Kriegszeiten her öd gelegene Brandstätte“ neu errichtet worden. In der „Häusergeschichte der Altstadt Schwabach“ wird ein Maurergeselle und Turmwächter Veit Riethmüller erwähnt, der die Fachwerkhäuser 1726 erbaut haben soll. Durch die dendrochronologische Altersbestimmung der Originalbauhölzer von Haus Nr. 10 ist diese Überlieferung nun bestätigt (Fälldatum Winter 1726/27 d). Die Bäume für Haus Nr. 8 werden also im Sommer 1725 (d) geschlagen, ohne zeitliche Verzögerung wird nach dem Bau von Nr. 8 das Nachbaranwesen errichtet. Obwohl sich die Häuser im 18./19. Jahrhundert vorwiegend im Besitz von Handwerkern wie Nadlern, Bortenmachern oder Messingdrechslern befunden haben, werden sie nur für Wohnzwecke konzipiert: Für ehemalige Werkstatträume gibt es keine Belege. Die Gebäude weisen eine ungewöhnlich vollständige und in sich geschlossene barocke Bausubstanz auf.

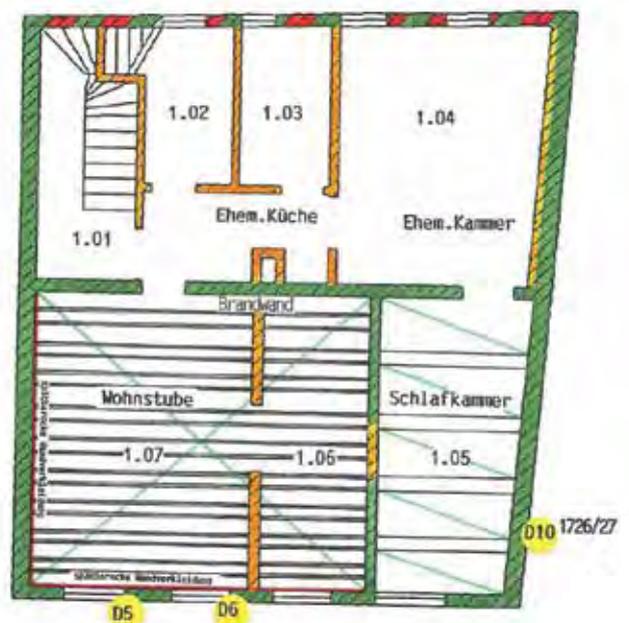
Die barocken Farbgestaltungen des Außenfachwerks

Obwohl die Außenputze zum Zeitpunkt der punktuellen Untersuchungen schon fast komplett entfernt gewesen sind, konnten dennoch kleine Putzfragmente mit historischen Farbgebungen gesichert werden. So sind an der Westfassade von Nr. 10 als früheste Fachwerkfarbgestaltungen mehrere Befunde mit schwarzen und roten Anstrichen (die Rotfassung auch auf der Gefachputzfläche) belegt. Dazu ein Ockeranstrich der Hölzer, der – wie an den Innenwänden – auf die hell gekalkten Putzflächen mit Verbreiterung gezogen ist (Abb. 1, 2, 3, 7). Zusätzlich sind schwarze Ritzer (Linien) aufgesetzt. Ebenso lassen sich auf den Fachwerkbalken von Haus Nr. 8 historische Farbanstriche nachweisen.

Aus diesen Befundlagen lässt sich schließen, dass beide Fachwerkgefüge trotz ihrer eher schlichten Konstruktionsmerkmale (Ständer, Riegel, Streben) zweifelsfrei noch als Sichtfachwerk konzipiert gewesen und bis zum Zeitpunkt ihrer Überputzung (wohl im 19. Jahrhundert) offen gelegen sind.



▲ Abb. 4 Baualtersplan, Erdgeschoss, Haus Nr. 10



▲ Abb. 5 Baualtersplan, Obergeschoss, Haus Nr. 10

Der historische Baubestand von Nr. 10 in Verbindung mit Farbgestaltungen zu Beginn und im ausgehenden 18. Jahrhundert in den Innenräumen

In Verbindung mit Fachwerkgestaltungen nach der Errichtung der Gebäude (wohl durch christliche Glaubensflüchtlinge 1726/27) zeigt sich der Baubestand im Baualtersplan (Grün = bauzeitlicher Bestand, Rot = Bestand Ende 18. Jahrhundert, Gelb = jüngere Umbauten, Abb. 4). Er verdeutlicht die bauzeitliche Grundrissstruktur dieses Geschosses.

Auf der Nordseite der Flez (0.01) schließen sich nach Süden die Wohnstube und die Schlafkammer (Raum 0.05 und 0.04) an. An der Ostseite befinden sich die Küche und eine Kammer. Im Gegensatz zu den höherwertigen Räumen mit ihren Bretterbalkendecken (Spunddecken) sind diese Nebenräume mit Lehmwickeldecken ausgestattet.

Außergewöhnliche und in dieser Form bisher kaum oder gar nicht bekannte Fachwerkgestaltungen sind in Haus Nr. 10 dokumentiert, die naheliegender auch Rückschlüsse auf die frühesten Bewohner zulassen. Sowohl in der Wohnstube im Erdgeschoss (Raum 0.05, Wand c, Abb. 6 + 9) als auch in der Dachgeschossstube befinden sich auf die Gefachputze in Frakturschrift aufgemalte religiöse Sinnsprüche. Sie stehen zu einer gelb-ockerfarbigen Farbgebung der Fachwerkhölzer und hell getünchten Gefachputzen. Den Ockeranstrich hat man häufig zur Egalisierung von Wuchsunregelmäßigkeiten und zugleich zur optischen Verbreiterung der Balken auf die Putzflächen gezogen und mit schwarzen Ritzern (Linien) akzentuiert. In der Dachgeschossstube (keine Kammer, weil dieser Raum seit der Bauzeit durch einen Kachelofen beheizt werden konnte) sind die erhaltenen Inschriften freigelegt und im Rahmen der Wiederherstellung der bauzeitlichen Raumschalenfarbgebung integriert worden.

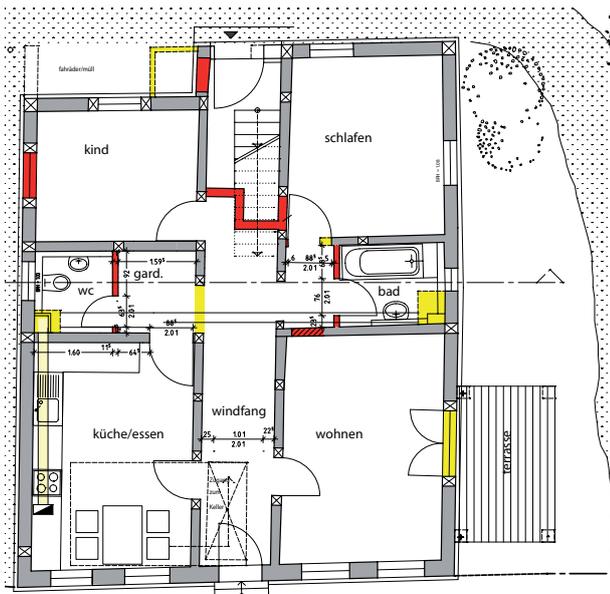
Die Schriftbänder *Wie Gott wil(l)* und *(Go)tt strafft Alles* lassen auf eine tief religiöse (christliche) Gesinnung der damaligen Bewohner schließen (Abb. 8 + 9). Diese belegbare Farbgebung der Raumschale ist bei der nachfolgenden Bearbeitung der Wände und Decke wieder aufgenommen worden (Abb. 10). Sie bleibt bis 1795 erhalten, bis erstmals mit Moses Löw Koppel ein Jude Besitzer dieses Anwesens wird.



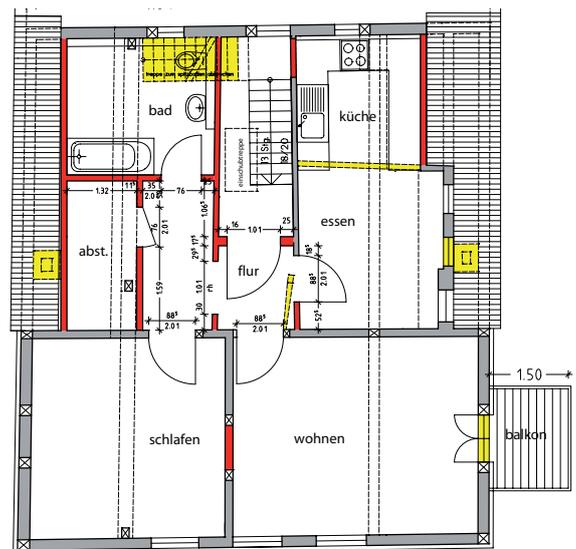
▲ Abb. 6 Wohnstube (0.05) im Erdgeschoss, Wand c. Anderer Gefachputz mit Schriftmalerei. Oben ist deutlich die ockerfarbige Anstrichverbreiterung des Fachwerkputzes ablesbar. Mit der Verbreiterung zur hell gekalkten Putzfläche verläuft ein schwarzer Ritzer (Linie). Um diese hochwertigen Befunde für die Nachwelt zu erhalten, werden die Fundstücke mit einer Schutzkaschierung gesichert und überstrichen. Sie lassen sich jederzeit wieder aufdecken.



▲ Abb. 7 Wohnstube (1.07) im Obergeschoss, Wand a. Zur Primärdokumentation wurden diese bauzeitlichen Gefachputze geborgen, gesichert und freigelegt. Deutlich sind die gelben Anstrichverbreiterungen mit schwarzen Begleitlinien der frühesten Balkenfarbgestaltungen ablesbar.



▲ Beide Häuser wurden so saniert, dass eine sinnvolle Nutzung als Wohnfläche möglich wurde: Im Erdgeschoss von Haus Nr. 8 waren dafür nur wenige Umbauten notwendig.



▲ Im Dachgeschoss von Haus Nr. 8 war ein etwas größerer Aufwand nötig, um neuen Wohnraum zu schaffen (rot markiert: neue Wände; gelb gekennzeichnet: Abbruchflächen).



▲ Abb. 8 Haus Nr. 10, Dachgeschossstube: Endzustand des Putzfragmentes mit Sinnspruch „Wie Gott will(!)“



▲ Abb. 9 Dachgeschossstube: Vorzustand des Gefachputzes mit Inschrift „(Go)tt strafft Alles“. Auch die nachfolgenden Tüncheschichten wurden bei der Überarbeitung durch eine Schutzkaschierung weitestgehend konserviert.



▲ Abb. 10 Ausschnitt der Stube nach Abschluss der restauratorischen Bearbeitung. Die Fassungen der Wände und der Decke wurden in Kalk- bzw. Kalkaseintechnik umgesetzt.

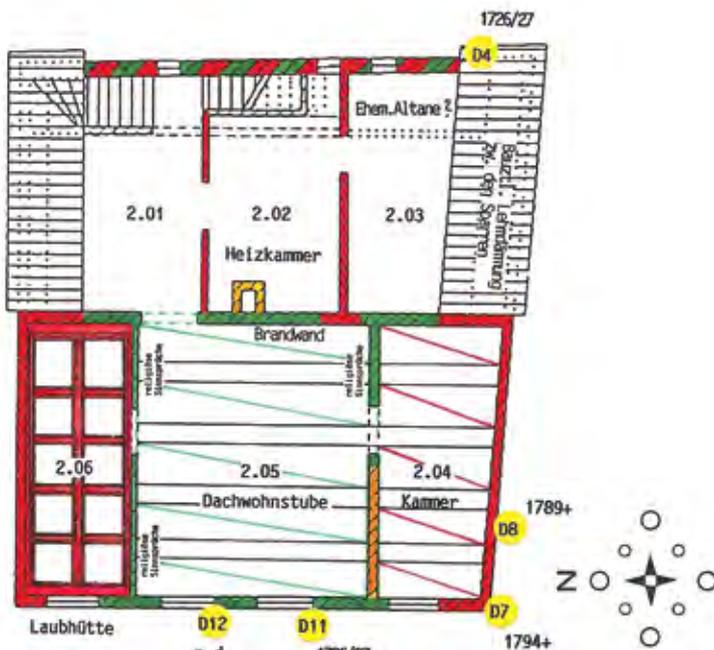
Die Veränderungen im ausgehenden 18. Jahrhundert

Es war eine Verkettung von mehreren, für die Denkmalpflege aber glücklichen Umständen, die zu der Instandsetzung sowohl der „christlichen Stube“ als auch der „jüdischen Laubhütte“ geführt haben. In erster Linie muss dem Maurer Kurt Lange gedankt werden, der ursprünglich die Anweisung erhalten hat, „die Putze und modernen Verkleidungen abzuschlagen bzw. abzunehmen“. (Siehe *Süddeutsche Zeitung* vom April 2001: „Und plötzlich stand Moses vor ihnen“.) Dieser Maurer hat nicht nur einfach alles abgeschlagen, sondern vor allem mitgedacht und seine Entdeckung unverzüglich an den bauleitenden Architekten weitergegeben. Ohne sein umsichtiges Verhalten wäre es zum unwiederbringlichen Verlust dieser historischen Malerei gekommen. Darüber hinaus müssen Günter Bieringer, der Geschäftsführer der GEWOBAU, und das Architekturbüro Engelhardt aus Schwabach genannt werden, die auf diese völlig neue und vor allem unerwartete Situation umgehend und flexibel mit einer Planungs- und Nutzungsänderung reagierten. Nebenbei sei angemerkt, dass die ursprüngliche Planung für den Raum der Laubhütte eine Küchennutzung vorgesehen hat, die Günter Bieringer jedoch sofort verworfen hat. Als ungewöhnlich dürfen auch die Umstände der nachfolgenden Restaurierungs- und Konservierungsarbeiten angesehen werden. Von Seiten des Bauherrn hat es keinerlei Einschränkungen gegeben, die die restauratorischen Belange betroffen haben.

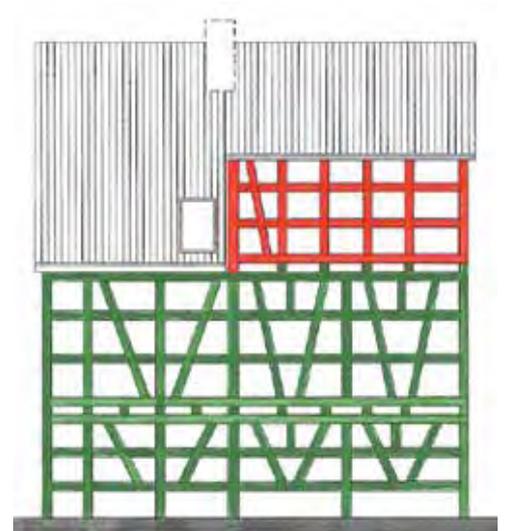
Das heutige Erscheinungsbild der Nr. 10 wird von der Bauphase im ausgehenden 18. Jahrhundert geprägt (Abb. 11). Die Umbauten jener Zeit hängen mit dem Besitzerwechsel im Jahre 1795 zusammen. In diesem Jahr erwirbt der bereits schon einmal kurz erwähnte Moses Löw Koppel, ein (oder vielleicht sogar besser: der) Beschneider der jüdischen Gemeinde, für 1.350 Gulden dieses Anwesen. Er lässt Veränderungen am Baubestand vornehmen, die in der Folge den Wert des Hauses innerhalb von nur sieben Jahren fast um das Doppelte steigen lassen. Nach seinem Tod im Jahre 1799 kaufen es Johann Jakob Gehring und seine Ehefrau Anna Margaretha von Koppels damals minderjährigen Kindern für 2.625 Gulden. 1795 sind Teilbereiche der Fachwerkaußenwände im Erdgeschoss durch massives Backsteinmauerwerk ersetzt worden, die Innenseiten der beiden Außenwände der Wohnstube im oberen Stockwerk haben sicherlich aus Dämmgründen eine hölzerne Wandverkleidung erhalten. Durch die teilweise Anhebung des Dachstuhles sind nördlich und südlich der bauzeitlichen Dachgeschossstube zusätzlich zwei Kammern entstanden (Abb. 12).

Nach der Komplettabnahme der modernen Wandverkleidungen und der Freilegung des Deckenbereiches (Putzdecke mit Lattung, Schilfrohrmatten und Kalkputz) sind Befunde zum Vorschein gekommen, die das nördliche kleine Zimmer eindeutig als jüdische Laubhütte, eine sogenannte Sukka, identifizieren (Abb. 13). Es konnte neben figürlichen und floralen Dekorationsmalereien eine in puncto Holz und Fassung – seit ihrem Einbau fast unversehrt – Kassettendecke aufgedeckt werden, die für das Laubhüttenfest variabel umgestaltbar ist. Die vorgegebene Bauweise ermöglicht ohne großen Aufwand, den Raum im restlichen Jahr als Kammer zu nutzen und im September oder Oktober (dem Zeitpunkt des Laubhüttenfestes) den traditionellen Vorstellungen entsprechend umzuändern. Das Fest, das in etwa mit dem christlichen Erntedankfest zu vergleichen ist, dient der Erinnerung der Israeliten an die 40-jährige Wanderung durch die Wüste nach ihrem Auszug aus Ägypten. Entsprechend der Religionspraxis, nach der alte Traditionen wiederholt werden, leben gläubige Juden auf Geheiß Gottes bei diesem Fest eine Woche in Laubhütten oder anderen Räumen, die durch den freien Blick zum Himmel das Leben in der Wüste symbolisieren.

Am Balkenrost sind relativ aufwendig profilierte Blendrahmen (mit schmiedeeisernen Nägeln) befestigt, die mit eingelegten Brettfüllungen den Anschein einer Kassettendecke mit zweimal fünf Feldern vorgaukeln. Die Formate der Füllungen haben sich aus den jeweiligen Deckenbalkenabständen ergeben. Sechs der zehn Füllungen konnten mit Hilfe von Gratleisten (Abb. 14), die an der Oberseite eingenetet und zusätzlich mit Griffmulden versehen sind,



▲ Abb. 12 Baualtersplan, Dachgeschoss, Haus Nr. 10



► Abb. 11 Nordseite, rot markiert: die Position der Laubhütte im Gebäude

▼ Abb. 14 Aus dem Taubendreck über der Decke geborgene Gratleisten, Rahmenprofile und Füllungsbretter



◀ Abb. 13 Die Kassettendecke in der Laubhütte in dem Zustand, in dem sie entdeckt wurde.



◀ Abb. 15 Ausschnitt nach Fertigstellung der Raumschale in östliche Richtung. Die beiden Handbohrer wurden wieder an ihre „alten“ Stellen platziert.



▲ Abb. 16 Amüsantes „Stilleben mit Handbohrern“. Mit diesen Handbohrern wurde vor dem Einschlagen der leicht konisch zugeschmiedeten Nägel vorgebohrt, um einem Reißen oder Spalten der Hölzer vorzubeugen. Nach „getaner Arbeit“ deponierten die Kistler ihre Werkzeuge an der Holzdecke (Abb. 15).



▲ Abb. 17 In Franken äußerst selten in Malereien festgehalten: Zedernbaum auf der Südwand

von oben aus den Blendrahmen herausgehoben werden. Die vier östlichen Felder wären zwar ebenfalls heraushebbar, doch haben sie erstaunlicherweise keine Griffleisten. Eine plausible, weil nicht ganz uneigennützig Erklärung hierfür könnte sein, dass die Öffnungen aus gutem Grund geschlossen blieben, weil sich darunter die Schlafstätte befunden hat. Regennächte sind ja besonders zur Jahreszeit des Laubhüttenfestes im Herbst in hiesigen Breitengraden keine Seltenheit. Durch dieses durchdachte Konstrukt ist es auf simple Weise möglich, eine wesentliche Voraussetzung eines als Laubhütte genutzten Raumes zu erfüllen, nämlich nach der Öffnung der Holzdecke und der Abnahme der darüber liegenden Dachziegel die religiös verlangte Verbindung zum Himmelszelt und zu seinen Sternen.

Allein die Authentizität der Raumschale macht die wiederhergestellte spätbarocke Laubhütte zu einem bislang singulären Fund in Deutschland. Außer Rocaille- oder Floralmalereien (siehe dazu die in Franken seltene Darstellung einer Zeder in Abb. 17) sind weitere Malereien an der Nordwand gefunden worden. Dargestellt sind die Stammes- oder Erzväter, die als unsichtbare hohe Gäste, als „Ushpesin“, zum Laubhüttenfest eingeladen und erwartet werden. Zu ihnen zählt neben Jakob, Josef und Aaron auch der mit einer Laute dargestellte König David. Ebenso wie Abraham und Isaak (nur noch ganz schwach zu erkennen), die in einer Szene zu sehen sind, in der der Vater von einem Engel davon abgehalten wird, seinen Sohn Isaak zu töten (im Hintergrund ist dazu noch ein kleiner Widder abgebildet). Als letzter Stammesvater ist Moses in einer weiteren Abbildung mit den Gesetzestafeln noch deutlich sichtbar. Er ist nicht nur der „Star“ unter diesen drei Abbildungen, sondern zugleich auch der Ausgangspunkt der Restaurierungen (Abb. 18). Einen großen Raum nimmt eine „Hasenjagdsszene“ an der Südwand in Anspruch. Man sieht einen von einem Jagdhund gehetzten Hasen, berittene Jäger und einen springenden Hirsch (Abb. 19). Diese Malerei hat aber nichts mit der Jagd an sich zu tun, da es gläubigen Juden untersagt ist, geschossenes Wild zu essen. Diese Szene lässt sich als eine Art Gedächtnisstütze verstehen: Es soll an die Segensprüche erinnert werden, die am Sabbat im Zusammenhang mit diesem Fest in einer vorgegebenen Reihenfolge gesprochen werden müssen. „JKNHS“ sind die Anfangsbuchstaben der jeweiligen Sprüche. Der leichteren Aussprache wegen ist zwischen diesen Konsonanten der Vokal „a“ eingeschoben worden. So ist aus „Jaknhas“ umgangssprachlich „Jag den Has!“ oder bildlich gesprochen die „Hasenjagd“ geworden^[1].

An dieser Stelle sei auch ein Dank angeführt für die gute Zusammenarbeit mit Bernhard Purin,



▲ Abb. 18 Moses mit der Gesetzestafel in seiner rechten Hand an der nördlichen Wand

▶ Abb. 19 Malerei mit der „Jag den Has“-Szene auf der südlichen Fachwerkwand



^[1] Dr. Hugo Nothmann, Die Hasenjagd in jüdischen Drucken. In: Fürther Heimatblätter, Neue Folge 17, 1967, Seite 62–63

dem damaligen Museumsleiter des Jüdischen Museums Franken in Fürth, und dessen damalige Mitarbeiterin Monika Berthold. Beide waren in die restauratorische Arbeit vom Anfang bis zum Ende eingebunden. Sie haben in alten Büchern entsprechende Drucke zu fast jeder Bilddarstellung in der Laubhütte gefunden, die quasi als Vorlage zur damaligen Ausmalung des Raumes gedient haben.

Die farbchemischen Untersuchungen – die sowohl die Fassaden- als auch die Laubhüttenfassungen betrafen – haben Prof. Dr. habil. H.-P. Schramm und seine Frau Maria vom Labor für naturwissenschaftliche Kunstgutuntersuchungen in Dresden vorgenommen. Sie stellten u. a. fest, dass es sich um Fassungen aus Kalk- bzw. Kalkkasein handelt. Die Verwendung von Erdpigmenten wie rotem und gelbem Ocker (Abb. 20) oder auch Pflanzenschwarz sei prinzipiell zu erwarten gewesen, aber die Analyse des für Ranken-, Strauch- oder Baummalereien verwendeten Grünpigments sei dennoch als erstaunliches Analyseergebnis zu werten. Es handelt sich hier um Malachitgrün (aus einem geriebenen Halbedelstein), das sich auch bei vielen mittelalterlichen Wandmalereien nachweisen lässt. Im Vergleich zu anderen Farbpigmenten stellt es ein teures und hochwertiges Malmaterial dar (Abb. 21).

Neben der Malerei der Laubhütte fällt die ungewöhnlich penible Ausführung der Putzbearbeitung auf. Die Anschlüsse der Gefachputzfelder zum Fachwerk laufen nicht wie sonst üblich auf null zu den Balken aus, sondern sind wie mit einer Schnur relativ scharfkantig gezogen. Zudem hat der Maler nicht zwischen Fachwerk und Holz unterschieden, sondern hat die Wand als eine große Fläche betrachtet, bei der er über Holz und Putz malte (Abb. 22).

Bernhard Purin führt in seiner Stellungnahme aus, dass ihm „nur zwei in situ erhaltene Laubhütten in Bayern bekannt sind. Eine befindet sich im Gebäude des Jüdischen Museums Franken in Fürth, Königstr. 89. Sie weist eine ähnliche, allerdings weniger gediegen ausgeführte Kassettendecke auf.“ Die zweite befindet sich in der Nachbarschaft zur Synagoge Veitshöchheim^[2]. Diese Feststellung und in Anbetracht der sonstigen Ausstattung lassen für mich den Rückschluss zu, dass Koppel sehr fähige Handwerker beschäftigte und sich die Gestaltung der Laubhütte durchaus „etwas kosten ließ“.

In unmittelbarer Nachbarschaft zur Synagogengasse 10 befindet sich noch heute die ehemalige Synagoge (Synagogengasse 6). Sie ist 1799 auf dem Fundament des abgetragenen Vorgängerbaus von 1678 auf gleichem Grundriss neu aufgebaut worden. Der „Häusergeschichte“ von Karl Dehm ist zu entnehmen, dass der jüdischen Gemeinde dafür die Fläche des gemeindlichen Hirtenhauses zur Verfügung gestellt worden ist.

Die einzelnen Arbeitsschritte der Restaurierung und das jetzt umgesetzte Konzept wurden mit Bernhard Symanck erarbeitet. Als Vertreter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege ist der Restaurator der Amtswerkstätten stets ein an der Sache sehr interessierter und verlässlicher Ansprechpartner gewesen.

Schlussgedanke

Aus der Häusergeschichte von Karl Dehm wird ersichtlich, dass sich im Laufe von knapp 300 Jahren christliche und jüdische Hausbesitzer abwechseln. Beispielhaft zeigt sich dies an den christlichen Sinnsprüchen, die 1795 beim Verkauf an den Juden Löw Koppel noch offenliegen. Sie sind durch den jüdischen Besitzer lediglich übertüncht oder durch Wandverkleidungen abgedeckt worden. Die Putze mit den christlichen Sinnsprüchen aber sind so, wie sie aufgemalt wurden, erhalten geblieben. 1802 bzw. 1830 geht das Gebäude wieder in „christliches“ Eigentum über, bevor es 1846 der Schächter Isaak Löwental, dem auch das Anwesen Nr. 8 gehört, erwirbt. Keiner der jeweiligen Besitzer hat den Bestand des Vorgängers vorsätzlich zerstört, sondern ihn nur dem Zeitgeist entsprechend oder nach seinen persönlichen Vorstellungen umgestaltet. So gesehen stehen beide Denkmäler auch symbolisch für eine gewisse religiöse Toleranz.

^[2] Stellungnahme des Jüdischen Museums Franken vom 1. Februar 2001



▲ Abb. 20 [Querschliff 2342, 45-fache Vergr.] Probe 02 mit dem Rot einer der Blüten. „... Das untere Rot besteht aus rotem Ocker, partiell begrenzt von Pflanzenschwarz ...“ (Aufnahme Prof. Schramm)



▲ Abb. 21 [QS 2343, 120-fache Vergr.] Probe 01 mit grüner Rankenmalerei. „Es handelt sich um eine grüne Malerei mit Malachit über einer gelben Ockergrundierung. ...“ (Aufnahme Prof. Schramm)



▲ Abb. 22 Wandschmuck mit Blumenmalereien auf Putz und Fachwerk



▲ Abb. 22a Begleiten die Jagdszene: Reiter und Blumen auf der Südwand

Friedrichstraße 25

Ein Haus mit langer Bäckertradition



▲ Der seit 1530 nachweisbare Name der Kotgasse – hier trieb der Gemeindegärtner Tag für Tag die ihm anvertraute (Kuh-)Herde von seinem Hirtenhaus in der Schlöttergasse durch die Kotgasse über die Nürnberger Straße zur Weide in den Eichwasen – sollte 1861 einer würdigeren Bezeichnung weichen. Doch das Gemeindegremium konnte sich erst nach 24 Jahren auf einen neuen Namen einigen: Man taufte die Gasse 1885 zu Ehren des damaligen Kronprinzen und späteren Kaisers Friedrich III. (1831–1888) „Friedrichstraße“. Friedrich wurde „99-Tage-Kaiser“ genannt, weil er nach nur drei Monaten Regentschaft als Kaiser schwer krebserkrankt starb (Gemälde aus der Zeit als Kronprinz, von Heinrich von Angeli, 1874).



Zusammenfassung der bauhistorischen Bestands- und Gefügeuntersuchungen in den Innenräumen und an der Fassade des Denkmals Friedrichstraße 25

Das im Januar/Februar 2002 auf seinen historischen Baubestand hin untersuchte Denkmal steht im Herzen der Schwabacher Altstadt. In der Häusergeschichte von Karl Dehm wird es im Jahr 1748 als zweigädiges (zweigeschossiges) Haus mit Hofreite und Gärtlein beschrieben. Für das Jahr 1799 sind vier beheizbare Zimmer aufgeführt, die von drei Familien mit zwölf Personen bewohnt werden. Das Denkmal ist in eine Häuserreihe eingebunden und traufseitig erschlossen. Die Besitzerfolge, die sich bis in das Jahr 1410 (damaliger Eigentümer war ein Hans Vestenberger) zurückverfolgen lässt, belegt als weitere Besitzer bis Mitte des 19. Jahrhunderts Handwerker, die den Beruf des Büttners oder Wagners ausgeübt haben. Lediglich der Zimmerergeselle namens Hans Keller, der 1701 die „obere Hushälfte“ erwirbt, weicht hier von dieser Linie ab. Seit dem Jahre 1863 aber, als erstmals der Bäckermeister Georg David Bayer das Anwesen übernimmt, befindet sich das Gebäude kontinuierlich bis in die jüngste Vergangenheit in „Bäckerbesitz“. Zum Zeitpunkt des „Handwerkerwechsels“ in der Mitte des vorletzten Jahrhunderts wird in der Häusergeschichte für das Jahr 1863 der Einbau eines Backofens, für 1864 die Einrichtung zweier Wohnungen im dritten Stock überliefert – damals ist das Erdgeschoss wohl als erstes Stockwerk angesehen worden. Der Zeitpunkt für den Einbau der heute noch bestehenden Raumeinteilung im zweiten Obergeschoss bzw. ehemaligen Dachraum lässt sich durch die im Rahmen der Befunduntersuchungen ausgeführten dendrochronologischen Altersbestimmungen relativ genau festlegen^[1].

^[1] Die dendrochronologischen Altersbestimmungen wurden durch das Jahrringlabor Jutta Hofmann, Dipl.-Agr.-Biol., in Nürtingen vorgenommen.

Der spätmittelalterliche Bestand von 1401/02 (d)

Weil die Dachkonstruktion noch mit einem stehenden Dachstuhl und dieser mit Blattverbindungen konzipiert war lag die Vermutung nahe, den Ursprung des Gebäudes im Spätmittelalter zu suchen. Auffallend waren u. a. die Verblattungen der Kehlbalckenlagen mit den Sparren, die gleiche Art der Verbindung zeigten die Streben in der westlichen Giebelwand auf. Auch die erhaltenen Originallehmausfachungen deuteten auf eine spätgotische Bauzeit hin (Abb. 1). In einem kleinen „Hahnenbalcken“ (für sog. Eulenloch) am vorletzten Sparrenpaar an der Ostseite existieren noch die Holznägel, mit denen die Sparren eines bauzeitlichen Walmdaches fixiert worden waren, das offenbar erst in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (!) abgebrochen wurde (Bohrkern Nr. 6 a/b, nordöstliche Sparren, Sommerfällung 1825 d).

Durch die dendrochronologischen Altersbestimmungen mehrerer Bohrkerne, die vor allem am bauzeitlichen Dachstuhlgefüge entnommen wurden, konnte als Fälldatum der (Fichten-)Bauhölzer der Winter 1401/02 (d) ermittelt werden. Im Zuge der Abnahmen jüngerer Verkleidungen und Putze an den Wänden und Decken verdichtete sich immer mehr der Verdacht, dass das Anwesen ursprünglich nicht als Wohnhaus konzipiert worden war. So waren zwar die Originaldeckenbalkenroste noch erhalten, aber es ergaben sich zum Beispiel keinerlei Spuren einer Bohlenbalkendecke, die in einer spätmittelalterlichen Wohnstube obligatorisch gewesen wäre. Auch der umfangreiche Lehmdeckenbestand stammte nicht aus der Erbauungszeit, sondern wurde erst sehr viel später eingebaut. Es wurde u. a. im Raum 1.04 (Position siehe Grundriss erstes Obergeschoss, Seite 24, Abb. 4) die Originaldeckenkonstruktion sichtbar (Abb. 2). Es handelte sich ursprünglich um offene Deckenbalkenlagen, auf denen lediglich die Dielenbretter des darüber liegenden Geschosses auflagern. Zudem wurden seitlich der Balken eingeschlagene Holznägel zum Aufhängen von Säcken, Seilen und dergleichen erkennbar.

Die Oberflächen der Hölzer zeigen starke Schwärzungen, die sich sehr gleichmäßig hinziehen. Eine der farbchemischen Analysen der Schwarzschiicht^[2] weist nach, dass dieser Oberflächenzustand der Bauhölzer nicht auf allmähliche Verrußung zurückgeführt werden könne, sondern vielmehr auf eine Behandlung mit einer proteingebundenen Bisterlasur (siehe *-Erläuterung Seite 27 unten). In diesem Kontext ist ein weiterer Befund von Bedeutung, der sehr deutlich am ehemaligen westlich verlaufenden Längsunterzug (heute Rähm der barocken Fachwerkwand) im Obergeschoss zu beobachten ist. In dem Bereich, wo zur Bauzeit ein Fachwerkständer der nördlichen Außenwand angeordnet gewesen ist, sind an diesem Unterzug zwei Sassen freigelegt worden, die zu doppelten bauzeitlichen Kopfstreben gehören. Dies wäre nicht weiter erwähnenswert, aber der vorher genannte, schwarze Anstrich lässt sich sogar in den Blattsitzen feststellen. Das bedeutet, dass bereits vor dem Aufrichten der Fachwerkgefüge die Balken von den Zimmerleuten mit dieser Glanzrußimprägierung behandelt worden sein müssen! Demzufolge weisen die Fachwerk- oder Dachstuhlbalcken nach dem Aufrichten keine rohen, „naturbelassenen“ Oberflächen mehr auf (Abb. 3). Auf den Untersichten der Originallängsunterzüge, die heute die Funktion als Rähmbalken der barocken Wände übernehmen, sind keine Dreiecksnuten für Staken bauzeitlicher Lehmwände oder Rechtecknuten ehemaliger Bohlenwandeinteilungen erkennbar. Daher kann vermutet werden, dass das Anwesen nicht als Wohnhaus, sondern als Speicherbau mit Wagner- und Büttnerwerkstatt im Erdgeschoss geplant gewesen ist. Diese Hypothese könnte zugleich die statischen Probleme erklären, die mit der allmählichen Veränderung der Nutzung des Anwesens im 17./18. Jahrhundert verbunden gewesen sind. Das bauzeitliche statische Grundprinzip ist schlichtweg nicht für die Verwendung des Hauses als reines Wohngebäude konzipiert: Der Grundriss von Ober- und Erdgeschoss (Abb. 4) und der Schnitt durch das Gebäude (Abb. 5) veranschaulichen das Stützenprinzip. Es zeigt eine Teilung in drei Schiffe mit lediglich zwei Zonen, deren Stützpfiler nicht exakt übereinander stehen.

1401/02 (d): Beispiel für eine dendrochronologisch bestimmte Jahreszahl. **Dendrochronologie:** geologische Altersbestimmung anhand von Jahresringen in einer Holzprobe. Sie wird den zu untersuchenden Holzbalken entnommen.



▲ Abb. 1 Südlicher Abschnitt der westlichen Giebelseite mit der freigelegten bauzeitlichen Wandkonstruktion.

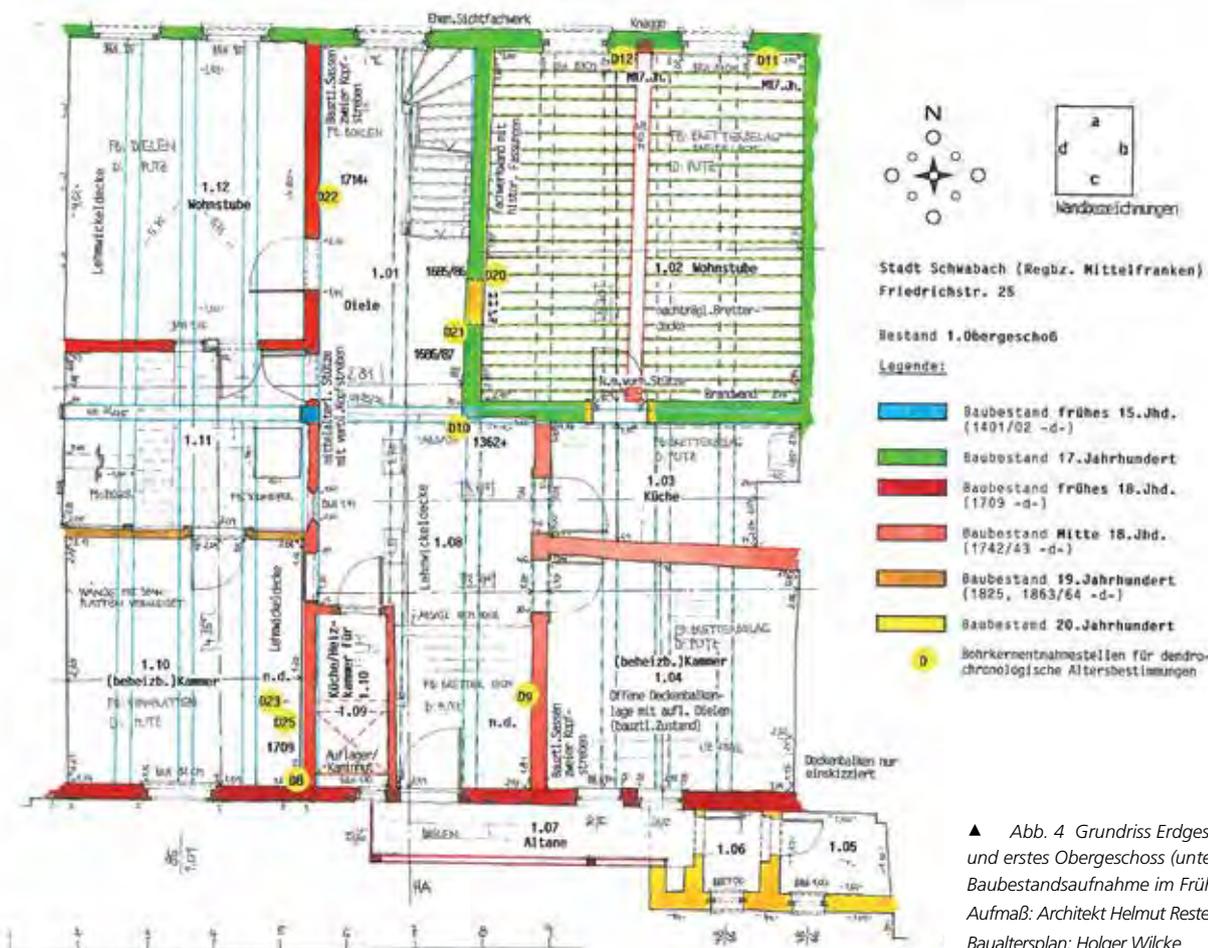
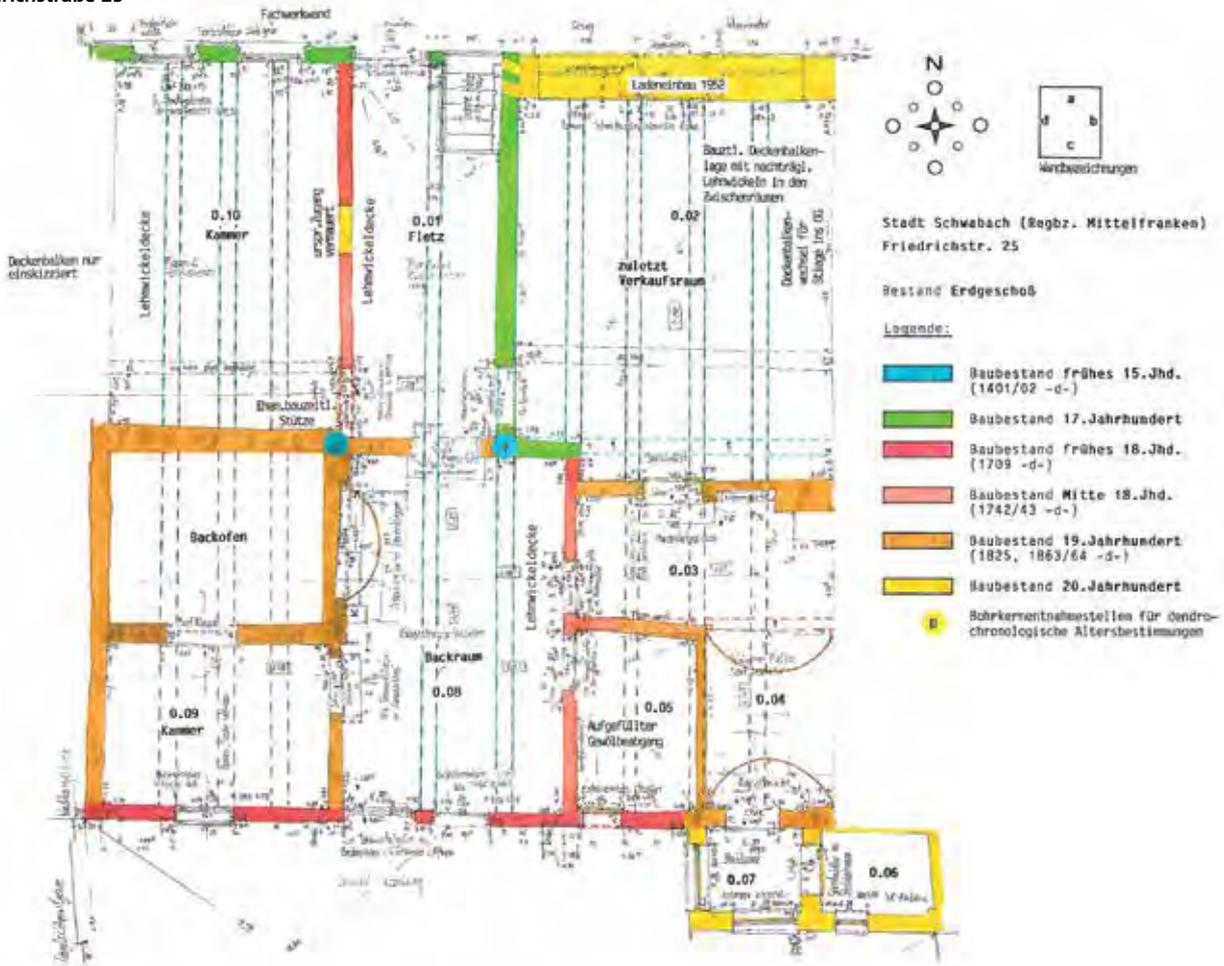


▲ Abb. 2 Spätmittelalterliche Originaldeckenbalkenlage in Raum 1.04



▲ Abb. 3 Ehemaliger Unterzug mit den beiden Sassen der Kopfbänder zum nicht mehr vorhandenen Außenfachwerkständer. Der schwarze Bisteranstrich in den Verbindungen ist klar ablesbar, ebenso der nachträgliche Einbau der Lehmwickeldecken.

^[2] Die farbchemischen Analysen führten Prof. Dr. habil. Hans-Peter Schramm und seine Frau Maria, Dipl.-Ing. (FH), vom Labor für naturwissenschaftliche Kunstgutuntersuchungen in Dresden durch.



▲ Abb. 4 Grundriss Erdgeschoss (oben) und erstes Obergeschoss (unten) aus der Baubestandsaufnahme im Frühjahr 2002, Aufmaß: Architekt Helmut Rester, Baualtersplan: Holger Wilcke

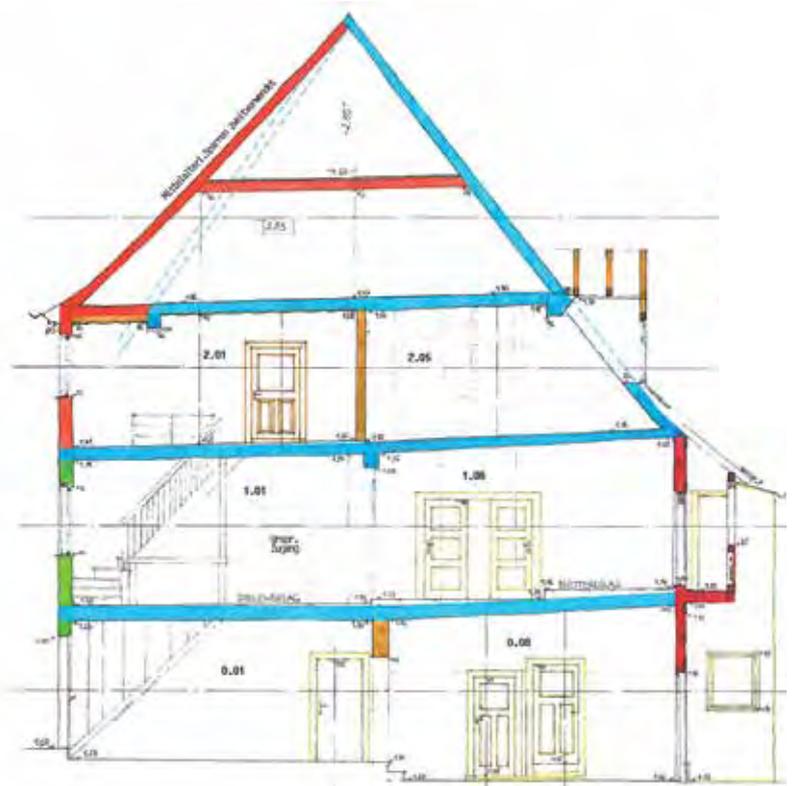
Vom Wirtschaftsbau zum Wohnhaus: der Nutzungswandel vom 17. bis zum 18. Jahrhundert

Die Archivnachrichten der Häusergeschichte der Altstadt Schwabach informiert darüber, dass das Gebäude nicht im ständigen Besitz einer einzelnen Person war. Vielmehr sind zwischenzeitlich unterschiedliche Eigentümer der unteren und der oberen Haushälfte belegt. So weiß man, dass 1701 der Zimmerergeselle Hans Keller die obere Haushälfte besitzt, 1709 der Wagner Michael Regelein die untere Haushälfte. Diese Besitzverhältnisse könnten die zunächst etwas unverständlich erscheinenden beiden Eingangstüren an der Nordseite des Gebäudes erklären.

Erläuterung zur zeitlichen Einordnung des Bestandes im 17. Jahrhundert

Als Zeitraum für die ersten belegbaren Bauveränderungen wird in den Baualtersplänen das 17. Jahrhundert genannt. Bedauerlicherweise lässt sich diese Bauphase trotz mehrerer entnommener Bohrkerne nicht exakter bestimmen. Bei den Umbauten haben Kieferhölzer Verwendung gefunden, die häufig große Jahrringabstände aufweisen und deshalb manchmal eine nicht ausreichend hohe Absicherung des Zeitpunktes der Baumfällungen nach sich ziehen. Der Kommentar der Altersbestimmungen nennt verschiedene Datierungsmöglichkeiten. Da sie gänzlich aus dem 17. Jahrhundert stammen, wurde diese Bauphase dementsprechend ohne präzisere Datierung in die Baualterspläne übernommen. Aufgrund der jetzt festgestellten Befunde am Bestand selbst erscheint diese Zeitstellung trotzdem plausibel.

Bei dieser Umbauphase begann man u. a. damit, die spätmittelalterliche Fachwerkkonstruktion der Nordfassade auszutauschen. Zu jenem Zeitpunkt bestand noch die Originaldachneigung, die heute bestehende Aufstockung mit der zusätzlichen Fachwerkwand im zweiten Obergeschoss existierte damals noch nicht. Man kann davon ausgehen, dass in unserem Gebiet solche mittelalterlichen Gebäude komplett in Fachwerk errichtet wurden. Daher waren die Hölzer besonders im Erdgeschoss wegen der aufsteigenden Feuchtigkeit in Verbindung mit den nicht ausreichenden Fundamenten einem enormen Verschleiß ausgesetzt. In der Folge wäre es nicht unüblich gewesen, solche maroden Wände durch widerstandsfähigeres Mauerwerk wie aus Sandstein oder Bruchstein zu ersetzen. Nicht so bei diesem Haus. Das Erdgeschoss wurde wieder in Fachwerkbauweise erneuert. Damit es nicht zu einer direkten Berührung mit dem Untergrund kam, lag das Schwellholz seither auf einem schmalen, massiven Sockel auf. Zeitgleich mit diesen Umbauten entstand auch die separate Erschließungssituation. Eigentümlich bei diesem Fachwerkgefüge waren die bestehenden Andreakreuze, die unterhalb der Fensteröffnungen angeordnet wurden. Historische Gefachputze aus jener Zeit konnten nicht mehr vorgefunden werden – anscheinend wurden sie schon im Lauf des 19. Jahrhunderts bei Umbauten vor dem neuerlichen Überputzen der Fassade „sehr gewissenhaft“ abgeschlagen. Doch auf den Holzoberflächen ließen sich noch Fassungen dokumentieren, die zumindest Hinweise auf die früheren Balkenfarbgebungen zuließen. Demzufolge war das Fachwerk im 17. Jahrhundert wie beim Vorgängerbestand mit der schwarzen Bisterlasur gefasst. Ihr folgte eine rote Farbgestaltung der Balken.



Stadt Schwabach (Regbz. Mittelfranken)
Friedrichstr. 25

Bestand Querschnitt

Legende:

- Baubestand frühes 15. Jhd. (1491/92 -d-)
- Baubestand 17. Jahrhundert
- Baubestand frühes 18. Jhd. (1709 -d-)
- Baubestand Mitte 18. Jhd. (1742/43 -d-)
- Baubestand 19. Jahrhundert (1825, 1863/64 -d-)
- Baubestand 20. Jahrhundert
- Bohrkerntnahmestellen für dendrochronologische Altersbestimmungen

▲ Abb. 5 Bestandsquerschnitt des Hauses mit Kennzeichnung der Bauzeiten der vorgefundenen Substanz



▲ Abb. 6 Raumeck im 2. Obergeschoss mit vorhandener Tür und wieder freigelegtem früheren Durchgang



▲ Abb. 7 Hier wurde das Fachwerk innen zur Substanzüberprüfung teilweise freigelegt: Durchgang in Raum 1.02, Richtung Wand d (vgl. Grundriss Obergeschoss, Abb. 4, Seite 24).



▲ Abb. 8 Raum 1.02 – Wand d – mit der aufgemalten Jahreszahl 1722 (vgl. Grundriss, Obergeschoss, Abb. 4, Seite 24)



▲ Abb. 9 Schwarzbefund zur farbigen Fachwerkgestaltung an der Bretterdecke in Raum 1.02



▲ Abb. 10 Zustand der Fachwerkwand d (vgl. Grundriss Seite 24) heute: Der Gefachputz mit der Jahreszahl wurde in die Neufassung integriert. Die Putz- und Fassungs-substanz der übrigen Ausfachungen wurde nach den Putzergänzungen und Sicherungen mittels Papierkaschierung konserviert und nach Befund neu gefasst.

Zu den Fassadenfunden:

Innen wurde u. a. in der „oberen Haushälfte“ im nordöstlichen Eckbereich eine Wohnstube (Raum 1.02) vom restlichen Geschoss abgetrennt. Weil keine „obligatorische“ Bretterbalkendecke (Spunddecke) vorhanden war, behalf man sich damit, die bauzeitliche Balkenlage in Form einer Boden-Deckel-Schalung zu verkleiden. Zur besseren Wärmedämmung wurden die Balkenzwischenräume zuvor mit Lehmwickeln geschlossen. Dieser Raum weist heute den wichtigsten Putz- und Fassungsbestand des Gebäudes auf (Abb. 7). Auf den Gefachputzen blieb eine Vielzahl von verschiedenfarbigen Fachwerkfassungen erhalten. Die Palette reichte von schwarzen über rote bis hin zu ockerfarbigen Holzanstrichen. Auch konnte ein zu einer Ockerfassung gehörendes ungewöhnliches Band mit schwarzen, ornamentalen bzw. Rankenmalereien nachgewiesen werden, das sich möglicherweise entlang einer an der Wand verlaufenden Vertäfelung mit integrierter Sitzbank gezogen haben könnte. Ebenso befand sich auf dem Gefach über der ursprünglichen Zimmertür eine aufgemalte Datierung mit der Jahreszahl 1722 (Abb. 8). Spuren unter dieser Schicht ließen vermuten, dass sich darunter eventuell noch weitere ältere Jahreszahlen befinden. Auf vertiefende Freilegungen wurde aus Rücksicht auf ältere Schichten verzichtet. In Anbetracht dessen, dass unter dieser Fassungs-schicht des frühen 18. Jahrhunderts noch weitere Farbschichten liegen, stützte diese aufgemalte Datierung die vorhergehende These eines Baubestandes aus dem 17. Jahrhundert. Zu dieser gelben, leicht sienarötlich wirkenden Fachwerkfarbigkeit gehörte eine schwarz gefasste Bretterdecke (Abb. 9), die jedoch bei der späteren restauratorischen Bearbeitung der Wand in ein Grau „umgewandelt“ wurde (Abb. 10).

Die beiden barocken Bauphasen im 18. Jahrhundert

Zunächst ist an der südlichen Fassadenseite das mittelalterliche Gefüge ausgewechselt worden. Die dendrochronologische Altersbestimmung belegt als Zeitpunkt hierfür das Jahr 1709 (d). In den Grundrissen Ober- und Erdgeschoss (Abb. 4) sind diese Bereiche rot gekennzeichnet, im Wesentlichen handelt es sich um die Erneuerung der Südfassade. Bei dieser Überarbeitung wurde zeitgleich die Altane errichtet, indem man ihre Auflagerhölzer seitlich der Originalbalken eingebaut hat. Sowohl die Fachwerkoberflächen als auch die wohl bauzeitlichen Gefachputze zeigen keinerlei historische Farbgestaltungen, obwohl Kaseinfassungen – wie auch an der Nordseite belegbar – erfahrungsgemäß sehr haltbar sind. Möglicherweise ist hier nach dem „bewährten“ Prinzip gehandelt worden, dass es sich hier um eine von der Straßenseite her nicht einsehbare Fassadenansicht handelt. Daher wurde eine Farbfassung als nicht unbedingt nötig angesehen. Das barocke Gefüge blieb bis auf nur wenige Ausnahmen – wie zum Beispiel zusätzliche Fenstereinbauten – bis heute unverändert.

Die Bauphase Mitte des 18. Jahrhunderts (1742/43 d)

Die Bauphase, die in wesentlichen Bereichen das heutige Erscheinungsbild des Denkmals im Innenbereich und an der Nordfassade prägt, kann in die Mitte des 18. Jahrhunderts eingeordnet werden. In dieser Zeit scheint es in Schwabach eine sehr rege Bautätigkeit gegeben zu haben. Sie lässt sich auch bei anderen Gebäuden wie zum Beispiel der Benken-dorferstraße 9 oder der Synagogengasse 8 und 10 ablesen.

Der Fassadenbestand und seine historischen Farbgebungen

Die Aufstockung an der Nordfassade wurde bisher in Verbindung mit dem Dachgeschossausbau von 1864 gesehen; sie erfolgte aber bereits über 100 Jahre früher. Die Altersbestimmung verwies dabei auf das Jahr 1742/43 (d). Die bauzeitlichen Sparren waren nach der Dachanhebung entsprechend gekürzt und teils wiederverwendet worden. Auf der Südseite blieb die spätmittelalterliche Dachkonstruktion bis heute (!) unverändert. Eine Untersuchung der Holzoberflächen auf der Außenseite beweist, dass das Gefüge noch als Sichtfachwerk angelegt gewesen ist. So konnte eine Rot-Ocker-Fassung für diese Phase nachgewiesen werden. Naturwissenschaftliche Analysen und ein direkter Vergleich der Farbgestaltungen des ersten und zweiten Obergeschosses brachten ein verblüffendes und überraschendes Ergebnis zutage.

Das Schema der jeweiligen Schichtenaufbauten (Abb. 11 und 12):

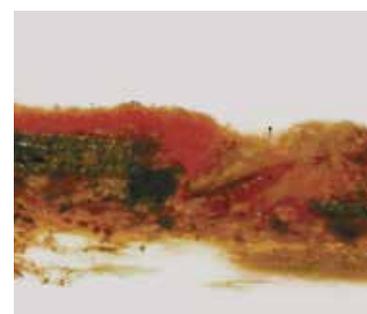
erstes Obergeschoss (QS 8219)	zweites Obergeschoss (QS 8220)
1) Bisterlasur* 17. Jhd.	Nicht nachweisbar
2) Kalktünche/Rot-Ocker-Fassung Fassung bis und nach 1742/43	Nicht nachweisbar
3) Nicht nachweisbar	Rot-Ocker-Fassung mit Eisensulfitzusatz, 1742/43

Es fallen dabei zwei Punkte auf. *Erstens*: Auf dem Fachwerk des 17. Jahrhunderts ist lediglich eine Rotfassung auf der älteren schwarzen Farbgebung nachzuweisen, die auf der noch älteren schwarzen Farbe liegt. Wäre das Fachwerk 1742/43 (d) überstrichen worden, wären zwei rote Schichten auf ihm nachzuweisen. Zudem unterscheidet sich die Zusammensetzung der Anstriche der beiden Geschosse ganz erheblich, es handelt sich folglich um unterschiedliches Material. Auch im Aufbau sind deutliche Unterschiede zu erkennen.

Zweitens: Dem roten Kaseinanstrich von 1742/43 (d) hat man Zusätze beigemischt, die beim älteren Rot fehlen und im ersten Moment nicht plausibel erscheinen. „Interessant ist, dass zum Abtönen des Rotockers kein klassisches Pigment benutzt worden ist. (...) In der Rot-Ocker-Schicht befinden sich schwarze, größere Einschlüsse, die wir nach intensiver Separierung und entsprechenden Analysen als sog. Hammerschlag identifiziert haben“ (Bericht von Prof. Schramm). Für dieses ungewöhnliche Befundergebnis gibt es eigentlich nur eine schlüssige Erklärung: Nach den Umbaumaßnahmen will man keinen weiteren Aufwand betreiben und das gesamte Fachwerk neu streichen: Vielmehr werden die neuen Hölzer dem älteren roten Fassungsbestand des Erd- und Obergeschosses angeglichen. Man muss sich den damaligen Zustand vor Augen führen: Das Rot dieser beiden Etagen wird auf schwarzem Untergrund aufgetragen, was den Anstrich – verglichen mit einem Auftrag auf einer hellen Oberfläche – optisch kühler und stumpfer erscheinen lässt. Zudem war er sicherlich auch mehr oder weniger stark abgewittert, was den darunterliegenden dunklen Anstrich stärker durchscheinen ließ. Weil roter Ocker (vor allem in Kasein gebunden) einen sehr leuchtenden und farbintensiven Farbcharakter hat, sollte der „Neuanstrich“ dem „Altanstrich“ angeglichen werden. Dazu hat man ein Nebenprodukt der Metallbearbeitung, das Eisenerz des sog. Hammerschlags, der Farbe beigemischt. Allgemein bekannt sind solche Hammerschlaganstriche zum Beispiel bei Tresoren. Da sich das Anwesen zu jener Zeit im Besitz von Wagnern und Büttnern befand (in diesem Fall vom Wagner Johann Christian Galsterer), stand dieses Material leicht zur Verfügung und konnte somit „für diesen Zweck unkompliziert eingesetzt werden“. Aus dem Analysebericht geht hervor: „Hebt man die Rotfassung ab, befinden sich rückseitig (in den Tiefen der plastisch erscheinenden Holzoberflächenstruktur) Reste eines schwarzen Materials, das wir nicht eindeutig als Bisterlasur definieren können.“ Anscheinend sind die Hölzer vor dem „neuen“ Rotanstrich zusätzlich geschwärzt worden. Dieses Ergebnis bestätigt damit indirekt die vorhergehenden Ausführungen.



▲ Abb. 11 Querschliff (QS 8219), 120-fache Vergrößerung: Fachwerkfassungen erstes Obergeschoss, Aufnahme Prof. Schramm



▲ Abb. 12 Querschliff (QS 8220), 90-fache Vergrößerung: Fachwerkfassungen zweites Obergeschoss (Aufnahme Prof. Schramm)

*Unter dem Begriff **Bisterlasur** versteht man einen dunklen, schwarz-braunen Anstrich auf Architekturelementen wie Bohlen- und Fachwerkwänden, Lehm- oder Putzoberflächen, aber auch auf Inventar wie Türen, Wand- und Deckenvertäfelungen. Diese Lasuren werden aus in Wasser gekochtem Kaminruß („Glanzruß“) und Kasein als Bindemittel hergestellt. Die Lasur hatte u. a. die Funktion einer Holzimprägnierung.

► Aufnahmen aus dem Archiv Schmidt und Griebhammer: Das große Bild zeigt das Haus Friedrichstraße 25 im Jahr 1925 – in der Haustür steht Bäckermeister Friedrich Endlein, aus dem Fenster links schaut seine Frau Eleonore. Daneben (oben links) zeigt sich die Mannschaft der Bäckerei mit dem Schreiner- und Bäckermeister Georg Katheder, der alle Holzarbeiten beim Ladenumbau selbst erledigt hat, im Jahr 1952 stolz in der Eingangstür des Ladens. Das untere kleine Bild zeigt Bäckermeister Endlein, den Gesellen Hans Rück und den Lehrling Karl Kordel vor dem heute noch erhaltenen Backofen im Jahr 1926.



Die Änderungen im Innenbereich

Die Baualterspläne zeigen, dass die Raumeinteilungen im Erd- und ersten Obergeschoss in weiten Teilen erst Mitte des 18. Jahrhunderts entstanden sind (Siehe Zeichnung Bestandsquerschnitt, Seite 24, Abb. 4: Baubestand Mitte 18. Jhd., hellrot gekennzeichnet). Es handelt sich um Fachwerkwände mit Ständer-Riegel-Streben-Konstruktionen; die bestehenden Lehmwickeldecken dürften ebenso erst zu jenem Zeitpunkt eingebaut worden sein. Vorher hätten sie keinen Sinn ergeben.

Für das Jahr 1799 wird überliefert, dass in dem Haus vier Zimmer beheizbar waren, die von drei Familien mit zwölf Personen bewohnt werden. Um den Raum 1.10 im Obergeschoss beheizen zu können, ist eine zusätzliche Heizkammer (Raum 1.09, Abb. 13) eingerichtet worden, damit der Hinterladerkachelofen angefeuert werden kann. Darüber hinaus dient die kleine Kammer zum Kochen und Räuchern. Ein noch erhaltener Auflagerbalken an der Südwand deutet auf einen ursprünglich vorhandenen, inzwischen jedoch abgebrochenen barocken Kaminhut hin.

Mit dieser Phase enden zugleich die farbigen Fachwerkgestaltungen. Es haben sich zwar noch zahlreiche Gefachputze aus jener Bauphase konserviert, aber sie belegen nur noch schlichte, helle Kalktünchen ohne Absetzung des Fachwerks wie in der oberen Wohnstube.

► An seiner Originalposition als Schmuckstück für das Haus erhalten geblieben: der oben mit Bäckern abgebildete Backofen der Bäckerei Endlein – vor und nach der aktuellen Sanierung.



Neutorstraße 9

Barockes Haus eines Maurers mit besonderer Bretterdecke



Punktueller restauratorischer Untersuchungen zu historischen Farbgestaltungen in Innenräumen und an der Fassade des Denkmals Neutorstraße 9

Zum Zeitpunkt der bauhistorischen Untersuchungen im Mai 2004 hatten die Instandsetzungsarbeiten bereits begonnen. Es wurden zwar im Vorfeld stichpunktartige Bestandsuntersuchungen durchgeführt, doch der wesentliche Hintergrund der Nachbefundungen bestand darin, festzustellen, inwieweit historische Farbfassungen noch belegbar seien, die dann auch als Orientierungshilfe bei der Konzepterarbeitung für nachfolgende Raumschalengestaltungen dienen könnten.

In der „Häusergeschichte der Altstadt Schwabach“ reicht die Besitzerfolge bis 1530 zurück. Das heutige Erscheinungsbild wird jedoch hauptsächlich von einer grundlegenden barockzeitlichen Umgestaltung des Anwesens im frühen 18. Jahrhundert geprägt, die wohl durch den damaligen Eigentümer Michael Ramsb, von Beruf Maurer, initiiert worden ist. Das Anwesen befindet sich seit dem Jahr 1686 in seinem Besitz. Der erste Umbau nach der Neuerrichtung des Vordergebäudes erfolgt im ausgehenden 18. Jahrhundert, als 1793 Johann Georg Betzold, Nadelfabrikant, und seine Ehefrau Sybilla, geb. Stirner, von ihrer Mutter das Gebäude für 1.100 Gulden übernehmen. Die wesentlichen Umbauten zu jener Zeit betreffen offenbar das heute noch bestehende Dachstuhlgefüge. Gestützt wird dieser Befund u. a. durch zwei Datierungen von gezogenen Bohrkernen (Nr. 8 + 9/Winterfällung 1793/94 (d)) der dendrochronologischen Altersbestimmungen^[1].

Im Vorfeld der Untersuchungen sind in sämtlichen Räumen jüngere Wand- und Deckenputze bzw. Verkleidungen entfernt worden (Abb. 1). Es zeigt sich, dass kaum eine barocke Wand die letzten 300 Jahre unverändert überstanden hat. Im Gegensatz dazu stehen die



▲ Abb. 1 Aufnahme der oberen Wohnstube in Richtung Westwand. Deutlich erkennbar sind die Originalbacksteinausfachungen dieser barockzeitlichen Fachwerkwand, auf der sich jedoch nur minimal Putze aus der Bauzeit erhalten haben.



▲ Abb. 2 Eine der Bretterdecken hat sich in der oberen Stube noch unversehrt erhalten.

^[1] Die dendrochronologischen Altersbestimmungen wurden durch das Jahrringlabor Jutta Hofmann, Dipl.-Agr.-Biol., in Nürtingen vorgenommen.



▲ Abb. 3 Ein größerer Ausschnitt der barocken Bretterdecke in der oberen Wohnstube mit einer der Fassungsbefundstellen.



▲ Abb. 4 Querschliff Fassungs Aufbau des Fachwerks in Raum 1.03/1.04, Wand c, der mit den Holzdecken korrespondiert (125-fache Vergrößerung, QS 3372). Dem Schwarz auf Holz folgt hier eine Graufassung. Darüber jüngere, helle Kalktünchenschichten (Aufnahme Prof. Schramm).



▲ Abb. 5 Querschliff der Farbschichten auf der Holzdecke der oberen Stube in 125-facher Vergrößerung (QS 3370). Deutlich ist der schwarze Anstrich direkt auf Holz erkennbar, darüber roter Ocker, ein ausgemischtes Grau und nochmals ein ausgemischter gelber Ocker (Aufnahme Prof. Schramm).

älteren Deckenkonstruktionen in den höherwertigen Zimmern. Auf sie konzentrieren sich daher im Wesentlichen die Farbbefundungen.

Das Rückgebäude des Anwesens weist zwar im Rahmen der vorher durchgeführten Altersbestimmungen eine fiktive Entstehungszeit zur Mitte des 18. Jahrhunderts (*Probe Nr. 7, Winter 1762/63 (d)*) nach, aber als ein Ergebnis der Begehung drängt sich die Vermutung auf, dass man einfach noch verwertbare Hölzer eines Vorgängerbaus wieder eingebaut hat. Diese Hypothese kann durch eine Nachricht aus dem Häuserinventar untermauert werden, die für das Jahr 1874 die Errichtung eines Rückgebäudes mit Wohnungen überliefert.

Als ungewöhnliche historische Hausausstattung in Mittelfranken könnten die im ersten und zweiten Obergeschoss bestehenden Bretterdecken in den Deckenbalkenzwischenräumen bezeichnet werden^[2]. Das einzige, wohl bislang bekannte Beispiel von Decken gleicher Bauart ist in einem Gebäude in Fürth (Gustavstraße 58) dokumentiert. Das Bemerkenswerte dieser Decken liegt in der fischgrätartigen Anordnung der Einschubbretter (*Abb. 2*). Die im Stoßbereich offenbar mit Falz gearbeiteten Bretter sind in Nuten seitlich der Deckenbalken eingeschoben worden. Es sind heute auf mehreren Fugenstößen zwar profilierte Deckleisten aufgenagelt, sie stellen jedoch eine spätere Zutat dar, die wegen des allmählichen Schwindens der Bretter und der damit verbundenen Erweiterung der Stoßfugen notwendig geworden sind. So konnte das unausweichliche „Rieseln“ der Fehlbodenfüllungen unterbunden werden. Auf die gleiche Weise hat man Schwundrisse in Balken, die sich nach ihrem Einbau weiteten, abgedeckt.

Zur Vertiefung bzw. Identifizierung der auf den Deckenoberflächen visuell erkennbaren Farbbefunde sind mehrere Proben entnommen und farbchemisch analysiert worden^[3].

Sowohl in der oberen Stube als auch in der nördlich gelegenen Kammer (Raum 1.03/04) lässt sich als ursprüngliche Farbigkeit wieder eine schwarze, mit tierischem Leim gebundene Bisterlasur feststellen. Sie befindet sich auch auf der Holzoberfläche unterhalb einer der später aufgesetzten profilierten Fugendeckleisten. Dies bestätigt die Einschätzung einer bauzeitlichen Deckenbehandlung. In *Raum 1.03/04* folgt dem Schwarz eine sehr dunkle Graufassung (*Abb. 4*).

Weil ein Wohnraum im Vergleich zu einer Kammer einen wesentlich höheren Stellenwert innerhalb der Raumhierarchie einnimmt und deshalb häufiger umgestaltet wird, stellt Prof. Schramm in der Stube neben der auf der *Abb. 3* ablesbaren gelben Ockerfassung – mit hellen Fondflächen zu schwarzen Ritzern – zusätzlich noch rote und graue Gestaltungen fest (*Abb. 5*). Da diese auch auf Deckenbrettern (*Proben 3 + 4*) nachweisbar sind, lässt sich folgern, dass die rote bzw. graue Fassung ohne zusätzliche farbige Differenzierung zu den Balken monochrom über die gesamten Flächen aufgetragen worden sind. In diesen Fällen wären die optischen Flächengliederungen lediglich durch das „Fischgrätmuster“ der Brett-fugen bewirkt worden.

Ein höchst bemerkenswerter, aber in diesem Gebäude wohl nur noch singulärer Farbbefund ergibt sich im Zusammenhang mit der grauen Farbgebung der Fachwerkwände: Auf einem Gefach in der nördlichen Kammer im Obergeschoss ist an der Westwand ein religiöser Sinn-spruch freigelegt worden (*Abb. 6*).

Weil gerade diese Fachwerkwandzone einen extrem maroden Erhaltungszustand aufweist und deshalb in Teilen das Balkengefüge ausgetauscht werden musste, hat der Kompletterverlust dieses für Glaubensflüchtlinge authentischen Malereirelikts gedroht. Daher erscheint es sinnvoll, den Gefachputz zu Primärdokumentationszwecken zu bergen, zu sichern und anschließend die Schriftmalerei freizulegen. Eine nähere Untersuchung belegt, dass der Schrifttext zur grauen Phase des Fachwerks gehört. Die Vorgängerfassung von 1705 besteht

^[2] Die gleiche Ansicht vertrat Prof. Dr. Konrad Bedal, Leiter des Fränkischen Freilandmuseums in Bad Windsheim. Ihm sind bislang vergleichbare Befunde nur aus Oberfranken bekannt, sie stammen aus der Zeit um 1700.

wie vorher ausgeführt aus der schwarzen Fachwerkgestaltung. Der Text ist in seiner Art vergleichbar mit Gefachinschriften (zu ockerfarbigem Fachwerk, hellen Putzen und schwarzen Ritzern) wie sie 2000/01 in den nicht sehr weit entfernten Gebäuden Synagogengasse 8 und 10 festgestellt werden konnten (u. a. „Wie Gott Will()“, „Gott strafft Alles“ auf Gefachputzen im Dachgeschoss). Während 1726 die Anwesen in der Synagogengasse von Grund auf „auf eine von alten deutschen Kriegszeiten her öd gelegene Brandstütze“ neu errichtet wurden, dürften in der Neutorstraße im gleichen Zeitraum die Ausmalungen ausgeführt worden sein. Als Motiv hierfür könnte der Besitzerwechsel nach dem Tod des Maurers Michael Rambs angesehen werden („1726 die Erben ... 1726 VIII. 16. Adam Högner, Melber“). Es mag vielleicht spekulativ erscheinen, doch wäre es plausibel, dass die damaligen Eigentümer wie in der Synagogengasse Glaubensflüchtlinge (Exulanten) waren, die in Schwabach eine neue Heimat gefunden und auf diese Weise der Wandgestaltungen ihre strenge Glaubensgesinnung artikuliert haben. Die Annahme, dass es sich ursprünglich nicht um das einzige Gefach mit dieser Gestaltungsform handelte, ergibt sich aus dem Umstand, dass es im linken oberen Wanddrittel angeordnet ist. Demnach handelte es sich um keine zentrale Bemalung (Abb. 7).



▲ Abb. 6 Gefachputz 1727 (a) mit freihändig schwarz gemaltem Pinselschrifttext: „Der Gott dich hadt geschickt ist der dich am Trost er Quieck und mit Himmels Ehr beglückt.“

Noch etwas Außergewöhnliches fiel in dieser Kammer auf. Die heutigen Fensteröffnungen sind nicht bauzeitlich, sondern wurden erst wesentlich später in die Fachwerkwände eingesetzt. Trotz näherer Untersuchungen des ursprünglichen Fachwerkgefüges finden sich keinerlei Hinweise zum Beispiel auf Zapfenlöcher ehemaliger Fensterstiele. Wenn es Fensteröffnungen gegeben hätte, wären sie zwischen den Riegeln angeordnet gewesen. Als Fenster wären diese Öffnungen dann aber zu tief gelegen. Ohne diese hypothetischen Fenster weist die Fachwerkwand jedoch ein stimmiges Konstruktionsbild auf. Hätten tatsächlich zur Bauzeit Belichtungsöffnungen existiert, wären sie eher von einer anderen, ebenso zeittypischen Form bestimmt (Abb. 8). Die Fenster wären zwischen zwei senkrechten, vom Rähm bis zur Schwelle reichenden Ständern mit Sturz- und Brustholz angeordnet gewesen. Der jetzt vorhandene Mittelständer wäre entfallen. Auch wenn es zunächst unverständlich erscheinen mag, aber die Befundlage weist mit hoher Wahrscheinlichkeit auf einen ursprünglich kaum belichteten Raum hin. Was natürlich Anlass zu Spekulationen gibt, welche Funktion der Kammer im frühen 18. Jahrhundert zugeordnet war. Möglicherweise handelt es sich um eine Art von Andachtsraum? In Anbetracht der nach heutigem Verständnis mehr als „düster“ wirkenden „Raumschalenfarbgebungen“ wäre das eine zulässige Vermutung.



▲ Abb. 7 Darstellung der Fachwerkwand zur Zeit der grauen Farbgebung mit schwarzen Ritzern (Linien) und dem Sinnspruch auf dem linken oberen Eckgefachputz.

Kurze Anmerkungen zur barocken Fassadenfarbgebung

Einen vergleichbar finsternen Farbbefund erbrachten die punktuellen Untersuchungen an der Fassade. Besonders an der Südfassade wurde das Fachwerkgefüge in wesentlichen Bereichen aus Balken wohl des Vorgängerbaus (erkennbar an nicht stimmigen Zapfen- und Nagellöchern) in einer Ständer-Riegel-Konstruktion errichtet und überputzt. Die auf den Holzoberflächen erkennbaren Rotfassungen gehörten ebenso zur Farbigkeit des Vorläuferbestandes. Auf den rückwärtigen Fassadenseiten blieb das Fachwerk sichtbar. Auf einem Gefachputz an der Westfassade ließen sich noch Reste einer barocken Farbgebung dokumentieren, die wieder auf einen ehemals schwarzen Anstrich hindeuteten und somit mit der Ausmalung im Inneren korrespondierten. Zu dem dunklen Fachwerk standen hell gekalkte Gefachputzflächen.



▲ Abb. 8 Zur Illustration der im Text genannten Fensterhypothese: Wiederaufgebaute Ölmühle in Mömbris, Kreis Aschaffenburg, aus: Konrad Bedal, *Fachwerk in Franken*, Seite 240.

^[3] Die farbchemischen Analysen nahm dankenswerterweise Prof. Dr. H.-P. Schramm vom Labor für naturwissenschaftliche Kunstgutuntersuchungen in Dresden vor (Untersuchungsbericht [53/04] vom 24. Mai 2004).

Rohrersmühlstraße 21

Ein Haus in einem Hofensemble, das in der Stadtgeschichte Schwabachs eine wichtige Rolle spielte



▲ Die Gebäude der Rohrersmühle nach dem Zweiten Weltkrieg: Auf dem Gelände wurden Fahrzeughallen errichtet, die als Busdepot für die ab 1913 betriebene „Motorpostlinie“ auf der Strecke Schwabach–Wassermun- genau genutzt worden sind.

Das Haus Rohrersmühlstraße 21 – im Bild oben während der Sanierung, das eingerüstete Haus unten in der Bildmitte – ist Teil des Gebäudeensembles, das als „Rohrerstmühle“ bezeichnet wird. Bereits bei seiner Errichtung 1893 (schon fast zum Ende der Gründerzeit) war es ausschließlich als Wohnhaus gedacht gewesen. Der damalige Mühlbetrieb war in anderen Gebäuden der Mühle untergebracht. An das Wohnhaus schließt sich die alte Rohrersmühle aus dem 18. Jahrhundert an, mit ihren Nebengebäuden bildet die einheitliche Gruppe aus Sandsteinquaderbauten einen nahezu komplett umschlossenen Hof. Der Mühlenbesitzer Ludwig Eckstein hat es, ergänzend zu bestehenden Mühlengebäuden, als imposantes Wohnhaus errichtet, das in seiner Bauausführung dem Repräsentationsbedürfnis der Jahrhundertwende entspricht. Dazu werden Elemente der Schlossbauweise der deutschen Renaissance zitiert. Die Fassade besteht zum großen Teil aus Fertigbauteilen, die in der zur damaligen Zeit üblichen Bauweise von Sandsteinmanufakturen oder -fabriken fertig auf die Baustelle geliefert und vor Ort eingepasst wurden. Der reiche Schmuck der Sandsteinfassade machte das Bauvorhaben sehr aufwendig und teuer.



▲ Postkarte aus dem Schwabacher Kunstverlag R. Hirthe, links unten das ebenfalls damals zur Mühle gehörende Gasthaus zur Rohrersmühle an der Penzendorfer Straße.

Die Rohrersmühle selbst gehört zu den ältesten Gebäuden in Schwabach. Erstmals wird sie 1329 in einer Urkunde erwähnt, die ein Siegel des Marktes Schwabach trägt, als Graf Emnicho von Nassau (damals Inhaber der Hofmark Schwabach) die Mühle vom Schwabacher Bürger Herman Schuster kauft. Nach Emnichos Tod 1832 verschenkt seine Witwe Gräfin Anna von Nassau die Mühle an das Kloster St. Klara in Nürnberg. Diese neuen Grundherren übergeben den Betrieb der Mühle einem Müller, der dafür jährlich Abgaben zu zahlen hat. Den heutigen Namen erhält die Mühle um das Jahr 1400. Da hat ein Müller, dessen Familienname „Rorer“ auf seine Herkunft aus der Gemeinde Rohr bei Schwabach hinweist, das

Erbe der Mühle angenommen. Im Krieg mit dem Ansbacher Markgrafen Albrecht Achilles haben Nürnberger Truppen die Mühle 1449 niedergebrannt. Das Kloster St. Klara verkauft die danach wiederaufgebaute Mühle 1455 unter dem Namen „Rorersmühle“ an das Spital zu Schwabach. Überliefert aus dieser Zeit ist, dass der Müller Kunz Mulner diesem Grundherren jährlich „7 Sumer Koren, ein Weck zu Weihnachten, fünf Käse zu Pfingsten, 60 Eier zu Ostern, 5 Herbsthühner und 4 Fastnachtshennen zu reichen“ hatte.

Im 30-jährigen Krieg belagerte Generalfeldmarschall Albrecht von Wallenstein Anfang Juli 1632 die Stadt Schwabach. Sein Feldlager schlug er an der Rohrersmühle auf, die durch Kriegshandlungen 1634 erneut in Schutt und Asche fiel. Um 1648 war sie mehrere Jahre nach dem Ende des Krieges noch nicht wieder vollständig aufgebaut. Deshalb hatte die Stadt 1655 dem Müller Georg Eckstein die Lichtmesssteuer „wegen seines Aufbaus“ erlassen.

Im Salbuch der Stadt Schwabach von 1715/16 wurde die Rohrersmühle beschrieben und abgebildet: Das zu seiner Zeit bereits ansehnliche Anwesen umfasste zwei Viertel Morgen und 13 Ruten Ansbacher Feldmaß, hatte ein Wohnhaus mit Mahlmühle und Wasserrädern, eine Sägmühle, ein Branntweinhäuschen, ein Hofhaus, einen Stadel, zwei Ställe und große Fischgruben. 1745 übernahm der Müller Leonhard Eckstein die Mühle mit einem mittlerweile massiv gebauten Wohn- und Hofhaus und erheblich mehr Grund mit vielen Äckern und Wiesen von seinem Vater für 7.500 Gulden.

Das Bayerische Grundentlastungsgesetz von 1848 beseitigt die Abhängigkeit der Grundholden (im Mittelalter: Bauern, die außerhalb des Fronhofes auf eigenen Bauernhöfen arbeiteten, aber Steuern an den Grundherren abgeben mussten) von ihren Eigenherren. Der Rohrersmüller Ludwig Eckstein konnte infolge dieser Gesetzesänderung die Mühle mit allen „Zugehörungen“ 1862 für 35.000 Gulden erwerben. 1893 errichtet er das Wohnhaus Nr. 21 in seiner heute bestehenden Form. 1895 folgt August Eckstein als Kunstmühlenbesitzer, der 1908 die Mühle an den Handelsmann Julius Weinschenk verkauft.



▲ Zeichnung von Fritz Busse aus dem Buch *Schwabacher Skizzen*, das 1961 anlässlich des 50. Jubiläums der Bayerischen Schrauben- und Federnfabriken Richard Bergner erschien (Nachdruck mit freundlicher Genehmigung von Heinz Dann).



▲ Die Mühle lag lange Zeit weit „vor der Stadt“.



▲ Die Rohrersmühle im Salbuch von 1715/16.



▲ Auf Schützenscheiben wurden gerne Szenen aus der Heimat gemalt, hier ein Motiv der Mühle mit folgendem Text: „Die Rohrersmühle zu Schwabach gestiftet zum Hauptschießen am 6. u. 7. August 1899 vom damaligen Schützenmeister August Eckstein.“



▲ Die Rohrersmühle in den 1960er Jahren und heute. Im Wohnhaus Nr. 21 sind heute acht Wohnungen untergebracht. Auch das Gebäude daneben wird mittlerweile als Wohnfläche genutzt. Im heute rot verputzten Haus im Bild rechts befindet sich die Druckerei Martini, von der auch diese Broschüre gedruckt worden ist.



▲ Alter Standort des Pavillons im Garten: Ein Baum hatte den Pavillon so weit in Richtung Hausfassade geschoben, dass er einzustürzen drohte. Er wurde im Garten an einen anderen Platz versetzt; er wird von den Hausbewohnern heute gerne genutzt.



Durch einen Verkauf geht sie 1911 in den Besitz der Stadt Schwabach über. Die Stadt vermietet die Gebäude, u. a. an Richard Bergner, der in einigen Gebäuden der Rohrersmühle von 1912 bis 1920 Federn und Schrauben produzieren lässt. Die Mühle ist der zweite Produktionsstandort der 1911 in kleinen Räumen in der Nördlichen Mauerstraße als Federnfabrik gegründeten Firma in Schwabach. Ab 1915 sind hier mit damals ganz modernen Doppeldruckpressen kaltgeformte Schlitzschrauben hergestellt worden. 1920 siedelt die Firma in das ehemalige Kasernengelände in der Bahnhofstraße um. Das Gelände hinter der Mühle dient außerdem ab 1913 als Fahrzeugdepot für die Motorpostlinie Schwabach–Wassermungenau, die auf Anregung der Stadt Schwabach vom Postamt Schwabach betrieben worden ist. Die Stadt hat bereits 1912 mit dem Bau einer Wagenunterstandshalle und einiger Wohnungen für die Angestellten der Postlinie auf dem Hof begonnen. Die Postlinie hat drei Kraftfahrern und einem Werkstättenleiter Arbeit gegeben. Der Fuhrpark besteht in jenen Jahren aus drei „Personenmotorwagen“ mit ebenso vielen Anhängern.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wohnt der bekannte Bildhauer Max Renner, Gründungsmitglied des Schwabacher Künstlerbundes, im Haus Rohrersmühlstraße 21. Der bereits in den 1950er Jahren hoch angesehene Künstler schuf u. a. die Plastik an der Landsknechtsbrücke, eine Drahtplastik am Neubau des AKG und die Skulptur im Hof der Johannes-Helm-Schule.

Das Haus Rohrersmühlstraße Nr. 21 ist das 1893 erbaute neue Wohnhaus der Müllerfamilie Eckstein. Alle Gebäude der Mühle sind im Grundbuch seit 1885 unter der Adresse Penzendorfer Straße 47 verzeichnet, bis sie im Jahr 1958 mit einzelnen Hausnummern in die Rohrersmühlstraße, die damals neu ausgewiesen vom Bahnhof bis zur Rohrersmühle führt, umgeschrieben wurden. Haus Nr. 20 bezeichnet heute das alte Mühlgebäude, Haus Nr. 22 und 22a die Unterstandshalle und die Post-Personalwohnungen.

Im Jahr 1993 kaufte die GEWOBAU der Stadt Schwabach GmbH die Rohrersmühle 21. Nach längerer Planungsphase wurde 2005 mit der Sanierung begonnen. Da das Haus zu diesem Zeitpunkt „nur“ 112 Jahre alt und im Vergleich zu älteren Baudenkmalern in einem noch relativ guten Zustand gewesen war, konnten alle Sanierungsarbeiten im bewohnten Zustand des Hauses durchgeführt werden.

Eigentümer

GEWOBAU der Stadt Schwabach GmbH
Konrad-Adenauer-Straße 53, 91126 Schwabach
Vertreten durch Harald Bergmann, Geschäftsführer

Planung und Durchführung**Gebäude**

Fischgrubengasse 1–5
(Oktober 1999)

Boxlohe 12
(Oktober 2000)

Benkendorferstraße 9
(November 2001)

Synagogengasse 8 und 10
(Oktober 2002)

Friedrichstraße 25
(Oktober 2003)

Neutorstraße 9
(Oktober 2005)

Rohrersmühlstraße 21
(Oktober 2006)

(In Klammern: Jahr der Denkmalprämierung des Bezirkes Mittelfranken)

Architekturbüro

Rudolf Henning (†), Nürnberg,
Engelhardt Architekten GmbH,
Schwabach

Engelhardt Architekten GmbH,
Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Helmut Rester,
Architekturbüro Rester, Schwabach

Engelhardt Architekten GmbH,
Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Helmut Rester,
Architekturbüro Rester, Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Helmut Rester,
Architekturbüro Rester, Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Helmut Rester,
Architekturbüro Rester, Schwabach

Statiker

Engelhardt/Hölzli,
Schwabach/Nürnberg

Engelhardt/Hörlein,
Schwabach/Gustenfelden

Dipl.-Ing. (FH) Robert Rester,
Schwabach

Engelhardt/Perthen-Brandl,
Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Robert Rester,
Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Robert Rester,
Schwabach

Dipl.-Ing. (FH) Robert Rester,
Schwabach

Restaurator

Claus Giersch, Eva Fritz
Michael Hein,
ARB Fürth

Holger Wilcke,
Heideck

Beteiligte Fachbehörden

Dr. Michael Mette, Dr. Florian Koch, Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege
Ltd. Baudirektor Erich Häußler, Ltd. Baudirektor Gerhard Binner,
Regierungsrat Hans Kraut, Regierungsamtsrat Rudolf Haller
Reg. v. Mfr., Bereiche Wohnungsbauförderung und Städtebauförderung
Untere Denkmalschutzbehörde der Stadt Schwabach
Dipl.-Ing. (FH) Klaus Ziegler, Architekt
Dipl.-Ing. (FH) Kai Maier, Architekt und Stadtplaner

Förderung

Reg. v. Mfr., Bereiche Wohnungsbauförderung und Städtebauförderung
Bezirk Mittelfranken, Bereich Kultur, Stadt Schwabach

Dokumentation

Ursula Kaiser-Biburger, Stadtheimatspfliegerin, Schwabach
Holger Wilcke, Restaurator, Heideck
Wolfgang Dippert, Leiter Stadtarchiv der Stadt Schwabach
Dr. Sabine Weigand, Hans P. Griebhammer,
Geschichts- und Heimatverein e. V., Schwabach



Impressum: Konzept, Design, Produktion: Herr Wendisch Kommunikation, Schwabach · Fotos, Texte: Holger Wilcke, Restaurator, Heideck; Ursula Kaiser-Biburger, Stadtheimatspfliegerin, Schwabach, Dipl.-Ing. (FH) Helmut Rester, Schwabach, Boris Wendisch, Schwabach · Historische Aufnahmen: Archiv Griebhammer und Schmidt, Archiv der GEWOBAU der Stadt Schwabach GmbH · Kartografie (Stadtplan, Seite 36): Ing.-Büro Bernhard Spachmüller, Schwabach · Lektorat: Wieners+Wieners GmbH, Ahrensburg · Druck: Druckerei Martini, Schwabach · Stand: 07/2012

© GEWOBAU der Stadt Schwabach GmbH · Nachdruck, Veröffentlichung – auch von Teilen dieser Broschüre – nur mit vorheriger ausdrücklicher Genehmigung



◀ **Fischgrubengasse 1-5**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 1999



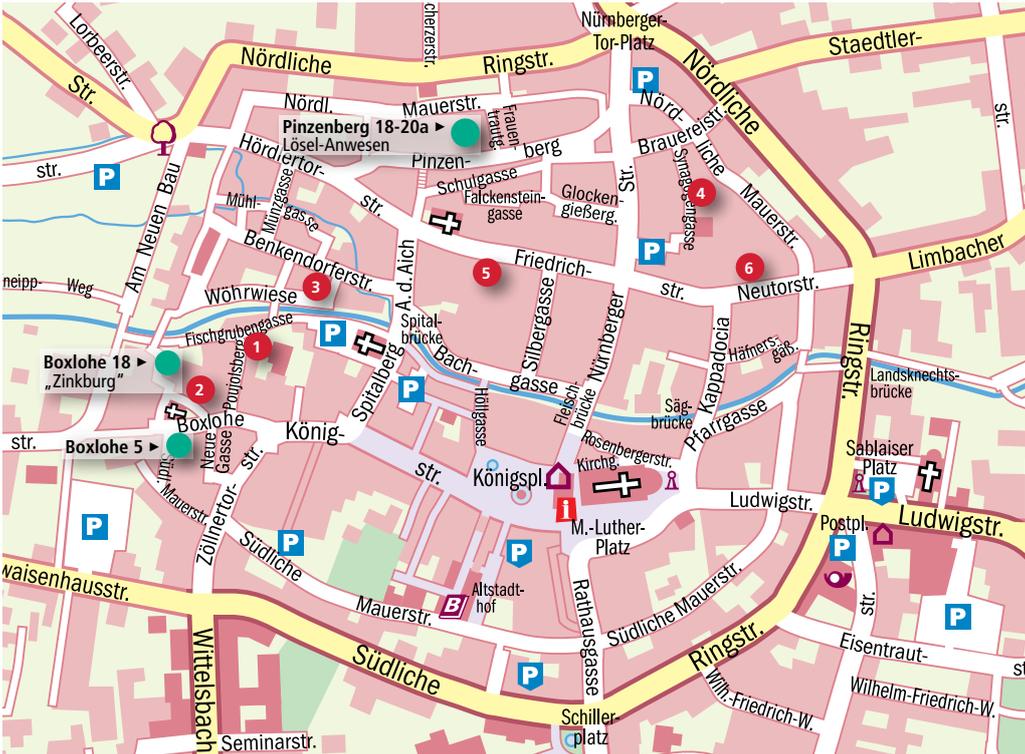
◀ **Boxlohe 12**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 2000



▼ **Benkendorferstraße 9**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 2001



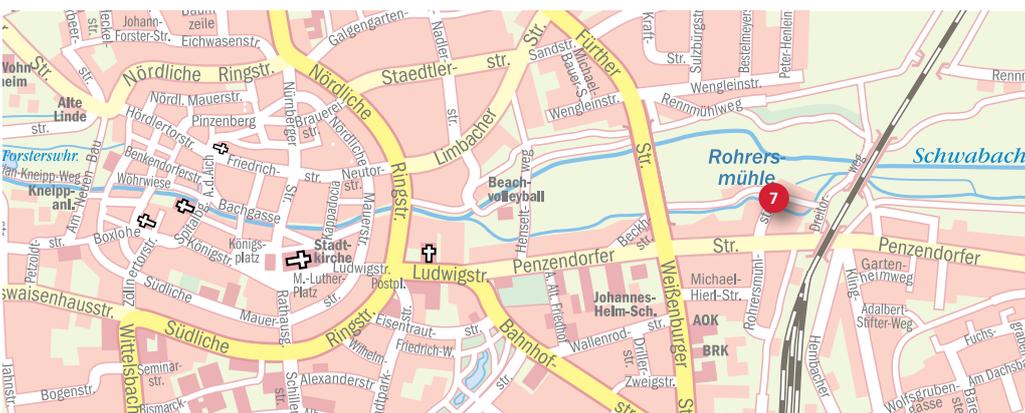
▼ **Synagogengasse 8 und 10**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 2002



▲ **Friedrichstraße 25**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 2005



▼ **Neutorstraße 9**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 2005



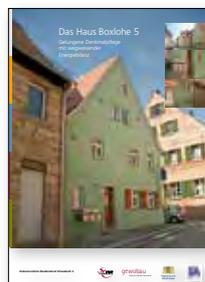
▲ **Rohrersmühlstraße 21**
Denkmalprägung des
Bezirk Mittelfranken 2006

Dokumentation Baudenkmal Schwabach 4 · Stadt Schwabach / GEWOBAU der Stadt Schwabach GmbH

Bereits erschienen:
**Dokumentation
Baudenkmal
Schwabach 1:**
Die Zinkburg



**Dokumentation
Baudenkmal
Schwabach 2:**
Das Haus Boxlohe 5



**Dokumentation
Baudenkmal
Schwabach 3:**
Das Lösel-Anwesen

